Mennonitische Rundschau.

Erscheint jeden Mittwoch.] Herausgegeben von der Mennonite Publishing Company, Elkhart, Ind. [Preis 75 Cents per Jahr.

20. Jahrgang. 26. April 1899. No. 17.

Aus Mennonitischen Kreisen

Kinderstübchen.

Wie in Gottes Kirche, trete
Ich in's Kinderstübchen traut,
Und zum innigsten Gebete
Wird mir Kindes Stammellaut.

Aug' der Unschuld, fromm erhoben,
Bist mir, was dem dunklen Thal
Heilverkündend, glanzgewoben,
Ist der goldne Morgenstrahl!

Himmelssegen auf die Lippe
Fühl' ich in das Herz mir tau'n,
Gleich den Hirten an der Krippe,
Hingesenkt in in süßes Schau'n!

Friedr. Marx.

Rußland.

Tiegerweide, den 1. Feb. 1899. Da ich eben die von Heinrich Balzer, Tiege, aufgestellte Schrift an die Ältesten Bernhard Fast, Peter Wedel und Franz Görzen von Anno 1833 gelesen habe, so dachte ich, selbige der „Rundschau" mitzuteilen. Weil ich selbige vor 20 Jahren abgeschrieben und öfters gelesen habe, so dachte ich, würde es vielleicht manchen unter den Hunderten von Rundschaulesern interessieren zu lesen, so dachte ich, ich hiermit die paar Zeilen zu übersenden.

An die obenerwähnten Ehrsamen Kirchenältesten.

Der teure Friede Gottes, welcher den Heiligen gegeben ist durch den Heiligen Geist, ruhe auf euch und bleibe eure Salbung im Herzen, damit Christus in euch und durch euch entflamme zum geistlichen Leben die auf eure Seele gebundenen Gemeinden, daß sie durch euch geführet werden zu dem ewigen Brunnen des Lebens in Gott, Jesum Christum, der sich in seinem Worte geoffenbaret und dadurch den Weg zum Vater geöffnet hat. Ihm sei Ehre in Ewigkeit. Amen.

Mein Volk thut eine zweifache Sünde: „Mich, die lebendige Quelle, verlassen sie und machen ihnen hie und da ausghauene Brunnen, die doch löcherig sind und kein Wasser geben." Jeremia 2, 13.

Wertgeschätzte Aelteste!

Zur Ehre Gottes und zum Preise seines göttlichen Namens muß ich öffentlich gestehen, daß seit der Zeit des Lesens jenes Büchleins von Hunzinger, sich eine ganz besondere Regung und ein Drang erwecket hat, der sich unmöglich zu unterdrücken im stande war. Tage und Wochen verflossen, ehe ich selbst recht wußte und fühlte, wo dieselben hinwirken würden, bis sich durch Gottes Gnade gepreßt und geängstet, selbige bei mir dahin entwickelten und gestalteten, „daß ich das schnelle Hineilen unseres Volkes in das allgemeine Verderben vor Augen sehe, welches bestehet in einem Abweichen und Verlassen unseres lieben Gottes, wie es seither das gewöhnliche Verderben alles Fleisches es gethan hat und das der böse Feind mit aller Kraft befördert."

Da dieser beklagenswerte Zustand des Menschen, daß er sich durch Sünde und Laster von Gott und seiner Gnade abscheidet und unvermeidlich in einer unseligen Ewigkeit sein sterbenloses Leben beschließen muß, mehrere wahrheitliebende Menschenfreunde seit der großen Reformationszeit bis jetzt aufrichtig bewogen hat, durch mancherlei Verbesserungsanstalten die Menschheit zu verbessern und zu veredlen, es hierzu aber nur einen einzigen Weg giebt, auf welchem dies geschehen kann und der uns im Evangelium so deutlich ist bezeichnet worden, daß er bestehe in dem Glauben an Jesu und der einfältigen Befolgung seiner Lehre und Gebote, wozu die Heilige Schrift, das teure Lebenswort, die Richtschnur und Wegweiser ist; so mußte der böse Feind ernstlich darauf bedacht sein, daß er diese schätzenswerten Menschenfreunde unvermerkt von diesem geraden, einzigen Wege zum Vaterherzen Got es ableitete. Damit dieses aber so wenig als möglich unvermerkt bleibe, läßt er sie noch lange ganz nahe an dem rechten Wege gehen, führet sie aber ganz allmählich weiter ab, daß sie endlich die entgegengesetzte Richtung nehmen, und anstatt zu Gott zu kommen, gehen sie und führen von ihm ab.

Als ich durch Gottes Gnade ohne Gefahr seit einem Jahr und etwas früher durch die in meiner Lebensgeschichte sich zusammen getroffenen Umstände laut aufmerksam gemacht wurde, daß ich in vielem von der Einfalt in Christo und dem Evangelium abgewichen war, wurde mir erwähntes Büchlein als der Schlüssel von manchem, das ich zuvor nicht sahe und unbemerkt selber beförderte; da aber der bemitleidsvolle Mann auf eine so bemerkbare und jedem einleuchtende Entfernung von dem rechten Wege, sich uns zeigte, erkannten wir alle zwar billig, daß er auf einem gefährlichen Irrwege gehe, aber die Gnade Gottes überzeugte mich deutlich, daß, ich möchte sagen, wir fast alle, einer weiter als der andere, uns auf diesem Abwege befinden, und (Hunzinger) uns deshalb so auffallend wurde, weil er eine bedeutende Strecke vorgelaufen sei. Mitleiden und Wehmut überstürmen mein Herze, wenn ich fühle und sehe, daß unser Volk mit geflügelter Schnelligkeit dem großen Verderben, das allgemein ist, entgegen eilt. Man glaubt, den moralischen und sittlichen Zustand des Menschen zu verbessern, aber man arbeitet unvermerkt an dem Ruin und Untergang seines eigenen Werkes. Daß der Christ weltlich gesinnet werde und endlich ganz weltlich sei, ist die ganze Absicht des Feindes; er ist dann schon sein Eigentum, weil die Welt eine Feindschaft wider Gott ist.

Da unsere Gemeinde hier noch, gottlob, (nämlich Anno 1833) einen sehr weiten Abstand von der eigentlichen großen Welt behauptet, so muß er sie dazu bringen, behutsam zu Werke zu gehen. Die teure Lebensquelle in Jesu verläßt man nach und nach und macht seine eigenen löcherichten Brunnen. die doch ebensowohl verdürsten lassen wie gar keine. Täuschen noch um so viel mehr, weil man glaubt, man sei im Besitz der Lebensquelle.

Als ich durch Gottes Gnade dieses einsehen mußte, konnte ich dem unwiderstehlichen Drängen meines Herzens nicht wehren, um meine lieben Glaubensgenossen auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen und ihnen die schmeichelhaften Uebergänge von Christum zu der Welt im Lichte zu zeigen, als ich sie, wiewohl ohne meinen Willen habe einsehen müssen: zu welchem Ende ich beifolgendes kleines Büchlein abgefaßt habe und hiermit aus Liebe übergebe. Die werten Aeltesten, hiermit aus Liebe übergebe. Nehmt es als ein Zeichen meiner innigsten Liebe und Wertschätzung zu euch, daß ich gedrungen und getrieben von dem Heiligen Geist habe schreiben müssen, der mir zu mächtig war, als daß ich es nicht hätte thun sollen. Ich werde manchmal fast wie betäubt von einer Stimme in mir, die laut und deutlich ruft: „Wachet! stehet auf eurer Hut! denn es nahet die Verführungszeit heran, in welcher, wo möglich, auch die Auserwählten sollen verführt werden."

Ich fürchte, es gehet in unsern Gemeinden mit doppelter Schnelligkeit zum Verderben; erst großer Reichtum, dann weltliche Gelehrsamkeit, dann vorläufiger, verfeinerter Geschmack zu Komödien und Theaterspiel, Romane und reizende Ausstellungen, dann die trockene Moral und Sittlichkeit ohne Jesu; dann große Handelsgeschäfte, dann Civildienste und endlich Militär und Kriegsleistungen.

Ehe es ganz hierzu kommt, muß der Satan zwar noch erst unter uns die Kunst allgemein machen; seine Weltmenschen mit dem Christen in einer Person zusammen scheinbar zu vereinigen; wenn dieses wird allgemein angenommen werden können, alsdann ist das Ende von unserem Volke in seiner gegenwärtigen Verfassung gekommen. — O, eine Zeit, die Schrecken und Angst verbreitet, wenn sie sich mir so ganz in der Nähe vor dem Herzen lagert! —

Man schneide doch unserem Volke die Übergänge zur Welt ab! Man vernichte doch die Überfahrtsbrücke vom Christentum zur Welt! — Ach, Älteste, wachet! wachet! euer Volk wird euch aus den Händen gespielt und ihr sollt mitgenommen werden. Faßt euch! faßt an die Grundsätze der Gemeine und wagt keinen Schritt darüber! — Wird unsere Jugend erst nach der Art der Welt ausgebildet und aufgeklärt, dann denke man sich doch, welche Veränderungen unserem Volke bevorstehen, wenn diese geschliffenen Weltmenschen in einem zweiten und dritten Geschlechte das Ruder führen werden. Man ist dann einmal aus den Schranken der Einfalt getreten und hat das große Schwungrad, die Vernunft und Aufklärung in Bewegung gesetzt, daß es je länger desto stärker läuft und unser Volk in das allgemeine große Verderben mit hineinschleudert. — Ältesten! stämmt euch männlich und väterlich gegen den Sinn in der Gemeinde, den Schulunterricht nicht zu verfeinern und in höhere Wissenschaften auszudehnen, über unsere notwendigen Bedürfnisse laßt es doch ja nicht hinausschreiten. Ältesten! stämmt euch doch männlich und väterlich gegen das Überschreiten unserer Mitbrüder, die in die weltlichen Angelegenheiten besorgen, in Betracht unserer Grundsätze. — Ältesten! stämmt euch doch männlich und väterlich gegen den verfeinerten Geschmack, Romane und reizende Weltnachrichten zu lesen, sie tragen gleich den arbeitsamen, fleißigen Ameisen jeder ein klein Teilchen, von dem Geschmack zum Worte Gottes weg und bereiten unserm Volke allmählich Sinn für Theater, Komödien und Schauspiellustbarkeiten. — Euer bloßes Beispiel wirkt ja schon so mächtig auf die euch liebende Gemeine, und ich bin in der festen Hoffnung, daß, wenn nicht das Ganze, dennoch manche Seele auf die Einfalt in Christi zurück geführt und als eine Beute dem Herrn Jesu von der gefährlichen Welt zurückgeführt wird. — Die verfeinerten Übergänge zur Welt durch die Wirkung der Vernunft sind weit gefährlicher als die offenbaren Sünden und Laster. Verkleidete Spione sind dem weltlichen Krieger weit gefährlicher als die offenbaren Bomben und Feuerkugeln. — Judith in ihrer geschmückten Gestalt war dem Holofernes gefährlicher als die bewaffneten Männer dem Volke. — O, aus dem großen Lesegeschmack zu reizbaren Romanen und den Begierden nach großen Reichtümern, welche man heutzutage so sehr befördert und aus der verfeinerten Jugendausbildung wird für die Gemeine in der Folge eine so schädliche Basiliske geboren werden, daß man gegenwärtig noch darüber schaudernd zusammen fahren würde, wenn sie in ihrem dreißigjährigen Alter und Stärke jetzt hervortreten sollten. — Ältesten, meine Achtung zu euch als Väter sollte mich billig erröten und schweigen machen, — aber meine Liebe zu euch flößt mir Zutrauen und Hoffnung ein, daß ich nicht schweigen kann. Es ruft eine ernstliche Stimme in der Tiefe meines Herzens: Seid wachsam über eure Herde! es werden verkehrte Männer unter ihnen aufstehen, die ein schnelles Verderben unter ihnen befördern werden. Teure Ältesten! was ihr mit meinen dargelegten Ansichten noch nicht völlig gleich solltet ansehen können, das bitte ich in Liebe zu übersehen. Ich bin in der festen Überzeugung, daß sie mit dem Evangelium in meinem Sinn verbunden sind. Ich werde, ungeachtet dessen, euch, werte Ältesten, meine lieben Mitdiener und deren werte Gemeinen, ebenso innig lieben als bis jetzt; nur meinen Ansichten gemäß mich zu lehren und aufmerksam machen. Hesekiel 3, 18. Streitsucht und was Gelegenheit giebt zu Zwietracht, werde ich sorgfältig fliehen und mich im Lieben und Dulden durch Gottes Gnade üben.

In herzlicher Lieb empfiehlt sich eurer treuen Fürbitte, dero liebender und schwacher Mitknecht am Evangelium.

Heinrich Balzer,
Tiege, im Januar 1833.

Weil das Papier noch nicht ganz voll ist, so will ich noch eine kleine Beifügung machen. Weil wir einen ganz besonderen Winter haben, so muß ich noch etwas vom Wetter berichten. Es ist oft morgens zwei Grad und mittags zehn Grad Wärme. Die Tulpen sind ausgegangen, die Bäume kommen in den Saft. Wenn noch starker Frost sollte kommen, würde es den Obstbäumen schädlich sein. Mir wurde erzählt, daß in der Krim die Kirschbäume in voller Blüte stehen. Wenn der Wind zwei Tage aus dem Norden kommt, dann giebt es bis drei Grad Frost; dreht sich der Wind nach Süden, dann giebt es Regen und Kot, daß bisweilen das Fahren beinahe unmöglich ist. Das Vieh wird fast alle Tage ausgetrieben. Im Dezember hatten wir einen Tag Schnee, daß man Schlitten fahren konnte. Eine gute Schlittenbahn zu bekommen, hofft man jetzt nicht mehr. Der Wirtschaftshandel geht immer noch vorwärts, daß man die Leute beinahe nicht alle kennen lernt. Auf eine Kleinwirtschaft handelt jetzt schon der vierte Käufer in einem Monat. So dreht es sich in der mühevollen Welt immer weiter: kaufen und verkaufen; geboren werden, heiraten und sterben. — Ich will nun noch ein kleines Familienverhältnis folgen lassen.

Meine Frau war eine geborene Katharina Löwen, Tochter des Isaak Löwen, von Tiege stammend. Im Herbst 1897 wurde sie sehr krank so daß alle Ärzte sie aufgaben. Der Doktor sagte zu mir: „Gieb ihr zu essen, was sie noch will," und sie sollte sich zum Sterben bereit machen. Doch Gott hat mein und meiner Kinder Gebet erhört und hat sie wieder lassen gesund werden, welches den drei Ärzten auffiel. So feierten wir noch am 10. Mai 1898 dem Herrn ein Dankfest für die 25 Jahre, die wir in der Ehe verlebt hatten. Seit Herbst 1897 war sie von der Welt abgesondert in der Stube bei ihrer Arbeit gesessen; mir zum Gefallen fuhr sie auch mit, Freunde zu besuchen, aber es war ihr keine Freude mehr in der Welt und sagte oft, warum sie nicht im vergangenen Herbst sterben konnte. Ausgangs November 1898 wurde sie wieder krank; den 1. Dezember war die Krankheit sehr angreifend. Ihre Krankheit war Lungenentzündung und Atembeschwerden. Wenn drei Personen sie zu besuchen kamen, schien es, als ob sie ersticken müßte. Mit Singen und mit Beten flehte sie zu Gott um Vergebung ihrer Sünde. Am 2. Dezember war sie wieder etwas besser und, weil am 3. unsere Tochter Elisabeth Hochzeit mit ihrem Bräutigam, Peter Bärg, hatte, so ordnete der Arzt an, die Frau in ein Nachbarhaus zu bringen, und so wurde sie zu Günthers gebracht. Es war für mich und meine Frau recht schwer, daß wir nicht bei der Hochzeit sein konnten. Wenn Freunde kamen und frugen: wo ist deine Frau? so mußte ich die schwere Antwort geben: sie liegt schwer krank beim Nachbar. Sie hatte von Gott erbeten, daß er ihr möge Kraft schenken, damit, wenn die Freunde sie besuchen wollten, daß sie es ertragen könne. Und die Gnade wurde ihr auch geschenkt. Ältester Koop von Alexanderkron, welcher die Trauung an unsern Kindern vollzog, besuchte sie nach dem Hochzeitsmahle und betete mit ihr. Etliche Tage war sie wieder etwas besser. Dann wurde sie eines Tages wieder schwer krank und wir schickten nach dem Arzt, der sagte, es habe sich noch eine Herzkrankheit eingefunden. Nachdem sie Medizin genommen, wurde sie gleich wieder etwas besser. Sie betete: „O Gott, stehe mir bei, wenn es zum Sterben gehen und der böse Feind sich wird heranmachen sollte, daß derselbe mich nicht in Verzweiflung bringen möchte." Gott möge dann ihr Vertreter sein, wenn sie zu schwach sei und die Schmerzen vor dem Sterben groß sein sollten, so möchte er ihr auch die Schmerzen tragen helfen. Doch hatte sie Hoffnung, daß der Herr ihr nicht mehr auferlegen würde, als sie zu tragen im stande sei. Und wunderbar, nachdem sie die Medizin genommen hatte, schwanden alle Schmerzen. So lag sie vielleicht noch fünf Tage ohne viel Schmerzen. Sie sagte öfters, sie sei zu schwach, sonst könnte sie aufstehen.

Da ich jetzt bereits das dritte Jahr als Dorfältester diene, und von unserem Dorf 4000 bis 5000 Rbl. Abgaben eingefordert wurden, so revidierten die Revisoren die Geldlisten bei mir. Den 22. Dezember, um 7 Uhr abends, als ich mit den Revisoren das Abendbrot aß, kam meine Frau aus der großen Stube in die Eckstube und wünschte

uns gesegnete Mahlzeit und bat die Revisoren, sie möchten doch mit dem Essen zufrieden sein, worauf die Revisoren erwiderten, darüber solle sie sich keine Gedanken machen, es sei alles sehr gut. Auch sagte sie, daß ihr beim Liegen die Beine so absterben, darum müsse sie sich ein wenig Bewegung machen. Wir freuten uns allesamt und hatten Hoffnung auf Besserung. Als wir das Abendbrot gegessen hatten, gingen wir wieder froh ans Rechnen. Ich sagte der Tochter, sie solle die Mutter nicht zu lange aufsitzen lassen und ihr wieder ins Bett helfen, was sie auch gleich gethan hatte. Die Frau hatte sich, wie gewöhnlich, wo sie am sanftesten schlief, hingelegt. Um 11 Uhr abends kommt die Tochter in die Amtsstube und sagt: „Mir scheint's, als wenn Mutterchen stürbe." Wir gingen schnell zu ihr und sie war — tot. Sie war sanft eingeschlafen und hatte keine Hand oder Fuß gerührt. Wunderbar, wie Gott ihre Gebete erhört hat, denn sie hatte oft gebetet, daß Gott sie ohne Schmerzen einschlafen lasse. Auch ohne daß der Versucher an sie herangetreten ist, hat er sie sanft einschlafen lassen und hat ihre Seele hinübergenommen in sein Reich. Nun feierte sie Weihnachten im oberen Kanaan. Sie starb also den 22. Dezember, und den 26. Dezember wurde sie dem Schoße der Erde übergeben. Mein Haus war beinahe überfüllt mit Freunden und Bekannten. Sie erreichte ein Alter von 49 Jahren und 3 Monaten. Drei Kinder sind ihr in die Ewigkeit vorangegangen und sieben leben noch, von welchen zwei verheiratet sind und die andern fünf sind noch zu Hause.

Lieber Leser, wie würde es stehen, wenn wir uns sanft schlafen legten und Gott unsere Seele von uns nähme? Wie würde unser Los stehen? Es hat in meiner Wirtschaft eine solche Veränderung gegeben, daß es, wenn man nicht das feste Gottvertrauen hätte, beinahe zum Verzagen gewesen wäre. Wenn man aber das Vertrauen auf Gott wirft, so kann man getrost weiterpilgern. Den 16. Dezember 1895 starb unser Vater. Ich hatte ihm die Wirtschaft abgekauft und wohnte zehn Monate mit ihm zusammen und hatte ihm gepflügt; da starb er. Er war noch nicht begraben, so ging es zu einer Dorfältestenwahl. Als ich zur Wahl ging, fielen mir die Worte des Heilandes in den Sinn: „Mein Gott, ist es möglich, so wende diesen Kelch von mir"; aber ich dachte auch zugleich, wie der Heiland weiter sagte: „Doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe." Hast du mich dazu ausersehen, so habe ich auch die Hoffnung, daß du mir beistehen wirst und mir tragen helfen. Und ich muß sagen, mit Gottes Beistand bin ich auch die drei Jahre durchgekommen. Wenn es bisweilen auch schwer war, so hatte man doch immer einen Helfer. Auch jetzt haben wir eine große Veränderung: die beiden ältesten Kinder sind weggezogen, die Frau ist gestorben, das Dorfamt ist weg, die drei kleinsten Kinder gehen in die Schule, der Sohn ist draußen bei der Arbeit und nur eine Tochter versorgt das Erforderliche und ist drinnen; man geht von einer Stube in die andere und alles ist leer.

Muß mit meinem Schreiben schließen, denn der lange Bericht wird den Lesern überdrüssig werden, muß aber noch eine kleine Beifügung machen. In der Rundschau No. 12 schreibt ein Heinrich Wiens an den hiesigen Heinrich Janzen. Kann dem Wiens berichten, daß der H. Janzen mit seiner Frau noch ziemlich gesund ist; sie werden auch immer älter und das schwere Arbeiten wie früher geht auch nicht mehr. Er ist 66 Jahre alt; seine letzte Tochter hat sich im November verheiratet und ist nach Memrik gezogen. Nun müssen sie eine Köchin mieten, was sie in zwanzig Jahren nicht brauchten; sie haben auch noch zwei Söhne zu Hause. Ich brachte ihm die „Rundschau" zum Lesen; er freute sich sehr, auch etwas von seiner Schwester zu lesen.

In No. 8, August, schrieb eine Elisabeth B. Bartsch einen Aufsatz und nannte mich Freund. Ich fragte meine Frau, was das für eine Freundin sein könnte und sahen es dann an der Unterschrift. Sollte sie selbst die „Rundschau" nicht lesen, so bitte ich die nächsten Nachbarn, ihr diesen Bericht zum Lesen zu geben; sie ist eine Freundin meiner verstorbenen Frau. Auch die Tante, Witwe Kornelius Klassen, von Nikolaidorf nach Amerika ausgewandert, erwähnte uns früher schon einmal. Will einen kurzen Bericht an die schicken. Kornelius Klassens, Fürstenwerder, sind ganz alt, fahren bei Winterszeiten nirgends hin. Den 10. Mai waren sie noch beide auf unserer silbernen Hochzeit. Ihre ältesten Kinder, Jakob Klassen von hier und Isaak Töwsen, Alexanderwohl, Helena, sind mit ihren Familien am 19. d. M. nach der Krim gezogen. Ihr Sohn, Johann Klassen, wohnt in Fürstenwerder, und Abraham Klassen auf Samara, 2000 Werst weit. Daß diese zwei Kinder nach der Krim gezogen sind, wird den Eltern viel Kummer machen. Von Gerhard Bärgens hieselbst kann ich soviel Nachricht bringen, daß sie in ihrem Alter noch ziemlich gesund sind. Jakob Bärg hat schwer mit der Luft zu kämpfen und das Gehen fällt ihm auch schwer. Ihr ältester Sohn hat den 3. Dezember unsere Tochter Elisabeth geheiratet. Zwei Tage vor unserer silbernen Hochzeit erhielten wir einen Brief von Gerhard Wall aus Amerika; unerwartete Freude, ein solches Liebeszeichen zu erhalten. Danke vielmal dafür. Wir wollten Euch eine Familienphotographie senden, wenn jemand aus Eurer Nähe hierherkäme. Ihr habt uns auch die Adresse nicht geschickt.

Ich will noch ein paar Verse übersenden, welche meine Frau oft mit den Kindern gesungen hat:

Die Heimat fällt mir immer ein;
Ach, wann erreich ich sie?
Ich möcht so gern im Himmel sein
Mit Kindern Gottes im Verein,
In sel'ger, sel'ger Harmonie.

Wer überwindet, soll vom Holz genießen,
Das in dem Paradiese Gottes grünt.
Er soll von keinem Tod noch Elend wissen,
Wenn er mir, als dem Herrn des Lebens, dient.
Ich will ihn laben mit Himmelsgaben,
Und er soll haben, was ewig tröstet.

Jesu, hilf du mir überwinden!
Ich kämpfe zwar, jedoch mit wenig Macht.
Oft pflegt die Sünde mir den Arm zu binden,
Daß in dem Streite fast mein Herz verschmacht't.
Du mußt mich leiten, selbst helfen streiten,
Und mich bereiten, wie dir's gefällt. 2c.

Oft sang sie auch dieses:

Nimm, Jesu, meine Hände und führe mich
Bis an mein selig Ende und ewiglich.
Ich kann allein nicht gehen, nicht einen Schritt;
Wo du wirst gehen und stehen, da nimm mich mit. 2c.

Von Euch, werten Freunden, erwarte ich Briefe zu erhalten. Man hört hier oft sagen und liest es auch, daß Geschwister mehrere Jahre brauchen, um einen Brief zu senden. Daß es an Zeit fehlen soll, ist mir ein Rätsel, welches ich nicht lösen kann, denn trotz meines Amtes ist dies der vierte Brief, den ich an die „Rundschau" schreibe, obzwar der erste nur innerhalb einem Jahr hingekommen ist, ist aber in der russischen „Rundschau" nicht erschienen; dieser, denke ich, wird auch nicht mehr erscheinen. Im Amte, denke ich, werden eher über als unter 1000 Bogen Schreibpapier verbraucht worden sein und habe alles in russischer Sprache geschrieben, wovon ich in der Schule keinen Buchstaben gelernt hatte. Wenn ich im Dezember um 5 Uhr abends das Licht anzündete, so schrieb ich bis 1 Uhr nachts. Von 6 Uhr morgens ging's wieder ans Schreiben bis 9 Uhr. Wenn man elf Stunden die Feder laufen läßt, so schreibt man eine ziemliche Strecke weg. Daß es irgend jemand an Zeit fehlt, kann ich schwerlich glauben; aber daß es an Liebe fehlt, das ist mir eher deutlich. Die Liebe ist stark, die würde schon Zeit verschaffen.

Muß mit meinem Schreiben schließen und bitte die lieben Leser, mein unvollkommenes Schreiben in Liebe anzunehmen, denn ich habe in den drei Jahren beinahe das Deutschschreiben vergessen. Sollte aber jemand etwas Gutes in diesem unvollkammenen Schreiben finden, so rate ich, selbiges abzuschreiben und es täglich zu prüfen, denn mit dem Guten hat man zu arbeiten, das Böse kommt von selbst. Wenn es Gottes Wille ist, so werde ich weiterhin mehr schreiben, aber es wird vielleicht manchem Leser dies schon zu viel sein. Weil ich gerade ein schönes Gedicht vor mir habe, so will ich es als Schluß nehmen:

O, wie fröhlich, o, wie selig werden wir im Himmel sein!
Droben ernten wir unzählig unsre Freudengarben ein.
Gehen wir hier hin und weinen, dorten wird die Sonne scheinen,
Wo man nach den Thränen lacht; dort ist Tag und keine Nacht. 2c.

Nebst Gruß,

Jakob Neuman.

Vereinigte Staaten.

Oklahoma.

Isabella, Woods. Co., 5. April 1899. Werte „Rundschau!" Ich möchte Dir mal wieder einen Bericht mit auf die Reise geben. Das Wetter ist hier dieses Jahr sehr wechselhaft. Der Frühling wird oft von kaltem Wetter und Schneesturm unterbrochen, wie wir es hier in Oklahoma nicht gewohnt sind. Dazu haben wir noch viel Windstürme, daß viel Weizen auf sandigem Boden ausgeweht ist, und mancher Farmer schon keinen Weizen bekommen wird. Wie gut die Ernte auch ausfallen mag, selbige Farmer müssen alles mit Korn pflanzen. Heute haben wir einen schönen Landregen, der alles erfrischt, auch das Weideland. Hoffen, daß das Vieh jetzt bald genügend Weide haben wird. Der Weizen hat auf Stellen auch sehr vom Frost gelitten, infolgedessen ist die Aussicht für eine große Weizenernte hier nicht sehr gut.

Nun möchte ich noch berichten, daß wir in letzter Zeit viel Besuch hatten. Erstens waren zwei Missionarinnen hier. Die eine ist Bertha Jahmus, die schon drei Jahre in Afrika thätig war und jetzt hier ist, um sich zu erholen, dann wieder zurück geht. Die andere ist Matilde Stierlen, die da gedenkt mit Schwester Bertha nach Afrika zu gehen. Erstere hat uns vieles mitgeteilt von dem heidnischen Leben in Afrika. Der Herr möchte sie glücklich zu ihrem Arbeitsfelde bringen und in ihrer Arbeit segnen. Charfreitag und Ostern hatten wir Missionar Abr. Friesen von Indien in unserer Mitte. Seine l. Frau konnte nicht mit hierher kommen, weil sie nicht sehr gesund ist. Sie ist in Ebenfeld, Hillsboro, Kans. Br. Friesen ist auch leidend, er hat sich sehr erkältet. Kann dafür nur schwach sprechen. Er hat hier zwei Ansprachen gehalten, worin er uns vieles von Indien mitteilte, wie der Herr auch dort sein Reich baut unter den Hindus. Der Herr möchte Geschwister Friesens auch ferner reichlich segnen und sie noch viele Jahre erhalten für die Heiden in Indien. Ferner ist Br. John Pankratz Lehigh, Kans., auch die Feiertage unter uns gewesen und hat mit dem Worte gedient. Er hat auch noch zwei Abendstunden gehalten. Auch Geschwister Abr. Eitzens und ihre Tochter Anna und Jakob Löwen Br. von Hillsboro, Kans., waren die Feiertage unsere Gäste. Somit haben wir eine Zeit des Segens verlebt. Solche Zeit möchte bald wiederkehren, denn Kinder Gottes sehnen sich nach solcher Zeit. Auch waren viele von hier nach North Enid gefahren zum Missions- und Liebesfest.

Der Gesundheitszustand ist befriedigend. Alle Freunde und Rundschauleser grüßend, M. M. Just.

Kansas.

Goessel, den 7. April 1899. Lieber Editor! Weil wir in Rußland noch so viele Freunde und Verwandten haben und das Briefschreiben immer ins Stocken geraten will, so nehme ich meine Zuflucht zur „Rundschau". Möchte gerne von folgenden Personen Nachricht haben: Schwager Isaak, Kadagei; Schwager Görzen, Sagradofka; Schwager Jakob Sommerfeld; Witwe Heinrich Dirks, Margenau; Onkel Jakob Dirks, Steinfeld. Ich bin schon sehr leidend und habe letzten Winter viel im Bett zubringen müssen. Und da ich fühle, daß sich mein Ende herannahet, so wandert mein Geist noch zurück in die Vergangenheit, in die alte uns immer noch liebe Heimat, zu den Freunden meiner Jugend. Jakob Warkentins und Krökers, Melitopol; Johann Schmidt, Klas Wittenberg und David Regehr, meine gewesenen Nachbaren in Altona, sind herzlich von mir gegrüßt. Als Du, l. Freundin Agatha Ediger, vor Jahren in der „Rundschau" schriebst, Du gedächtest mit vielen treuen Seelen zu verkehren, freute ich mich, und Du nimmst vielleicht auch heute noch ein Lebens- und Liebeszeichen von uns an. Meine l. Frau ist auch schon schwach; sie leidet oft an Rheumatismus. Das Arbeiten hört sich mit uns Alten auf; trotzdem wir dieses eigentlich noch nicht so ganz zugeben wollen. Von unsern Kindern sind noch Aron, Maria und Susanna, zu Hause; außerdem ist unser Enkel Jakob Rempel bei uns. Er ist ein Kind unser Tochter Margaretha, welche längst gestorben ist. Katharina, welche mit Johann Schröder verheiratet war, ist vor etwa einem Jahre im Wochenbett gestorben. Jakob, Johann und Anna sind verheiratet. Letztere mit Heinrich Görz, wohnen in Oklahoma, woselbst Görz ein schwunghaftes Geschäft betreibt; nur schade, daß er so ungesund ist. Heute haben wir einen Brief von ihnen erhalten und erfahren, daß unser Schwiegersohn am bessern und außerhalb des Bettes ist. Sein Gehör bessert sich auch merklich. Vielleicht lesen seine Eltern (Ält. Abr. Görzen) in Rußland auch die „Rundschau". Dann diene ihnen dieses als Lebenszeichen und als Gruß von ihren Kindern und von uns. Noch einen Gruß an die Vettern Jakob Neufeld, Johann Neufeld und Jakob Wiens, Lindenau; ebenso an Kornelius und Jakob Warkentins und Fasten, Sparrau. Schließlich einen Gruß an alle Leser und Bekannten in der Nähe und Ferne.

Jakob Warkentin,
früher Altona, Rußland.

Inman, den 17. April 1899. Lieber Editor und Rundschauleser! Alles hat seine Zeit, auch der kalte und anhaltende Winter, den wir hier in Kansas gehabt, hat sich gelegt und das Frühlingswetter ist eingetreten.

Wir haben in unseren 24 Jahren, die wir in Amerika gelebt, solchen kalten Winter noch nicht erlebt. Sogar reden alte Bewohner in Texas davon. Das Hafersäen und Kartoffelnpflanzen mußte größtenteils bis nach die Osterfeiertage aufgeschoben werden, wegen der nassen Witterung.

Jetzt und in der vergangene Woche wurde recht viel Korn gepflanzt; ja die Vögel unter dem Himmel lassen ihre Stimme hören, und wissen, daß der Frühling hier ist.

Am 17. April wurden wir von den Geschwistern Bernhard Bärgens zu einer Hochzeit eingeladen. Ihre Tochter Justina verheiratete sich mit einem Witwer, Tobias Schmidt, dem seine Frau starb, während er nach der Stadt McPherson fuhr. Ein trauriger Anblick bot sich ihm, als er zu Hause ankam. Die Frau war tot; 3 kleine Kinder standen weinend, — eine schwere Wunde; aber der Herr heilt sie auch wieder.

Am 1. April war in Gäddeits Kirche Begräbnis. Die Frau des H. Unruh, eine geborne Janzen, Bäckers Stieftochter, wurde im Alter von 38 Jahren, 4 Monaten und 5 Tagen von da aus in die Erde bestattet. Sie hinterläßt ihrem betrübten Gatten 8 Kinder, wovon das jüngste 2 Wochen alt war.

Weiter am 15. April hatten wir ein freies Begräbnis in Töwsens Kirche. Der ledige Aron Gädert, welcher sich bei seiner Schwester Jak. Wiensen aufhielt, starb Donnerstag morgens 9 Uhr, im Alter von 68 Jahren, 3 Monaten und 7 Tagen. In seinen Jugendjahren hat er sich verheiratet, aber seine Frau hat er nicht lange gehabt. Sie ist frühzeitig gestorben. So hat er sein Leben so einsam bis in das hohe Alter zugebracht. In den letzten Jahren hat er Verpflegung bei J. Wiensens gehabt, wie gesagt, seine Schwester. Und da ist er auch gestorben.

Die Einleitung der Leichenrede wurde von dem Ältesten Bernhard Buhler und dem Lehrer P. Heidebrecht vollzogen, und der Älteste Töws, in dessen Gemeinde er stand, hielt die Leichenrede. Er wurde von da aus auf dem Kirchhofe gegen H. Janzen begraben, und das Mahl gaben die Geschwister Jakob Wiensen in dem nahestehenden Schulhaus.

Auch kann ich dem Editor und den Rundschaulesern im Auftrage berichten, daß dem guten Freund Johann Nickel, welcher eine Reise nach Rußland gemacht, nicht seinem Wunsche nach gut gegangen ist. Er hat sich das Genick beschädigt, was auch den Kopf schwer mitgenommen, und wieder zurück auf dem Wasser hatte er das Unglück gehabt, durch einen Fehltritt auf dem Verdeck niederzufallen und sein Bein zu beschädigen. Der Doktor glaubte, das würde schon besser werden. Er kam aber lahm, sich stützend auf einen Stock, in Inman, Kans., an, wo er sich anfänglich bei seinem Sohn aufhielt. Der Knochen-Arzt H. Friesen hat es ihm geheilt. Er läßt den Editor und Rundschauleser herzlich grüßen und wird zu seiner Zeit auch seine Reise nach Rußland und zurück berichten.

Der schon lange krank gewesene Gerhard Hildebrand geht der Genesung entgegen.

Abraham Neufeld.

Anm. Wünsche Freund Nickel baldige Besserung und sehe mit Spannung seinem Reisebericht entgegen. Ed.

Nebraska.

Hampton, Hamilton Co., 13. April 1899. Wir möchten uns durch die „Rundschau" nach meiner Frau Brüder in Rußland erkundigen, nämlich Johann und Abraham Tießen, Söhne von Daniel Tießen. Wir haben einige Male an Euch geschrieben und haben aber noch nie Antwort von

Fortsetzung auf Seite 4.

Unterhaltung.

Percy, oder: Der Irre von St. James.

Nach P. Galen bearbeitet.

Von F. L. Nagler.

(Fortsetzung.)

Ich gab ihm ein kleines Paket Papiere, unter denen sich oben aufliegend das Testament zu Gunsten Mortimers befand.

„Geben Sie mir die Feder da, und schieben Sie den Tisch heran, so, es ist gut."

Ich schob den Tisch heran und gab ihm die Feder, er schrieb mit raschem, bebendem Zuge seinen Namen und seine Titel mit dem Datum des Tages unter das Papier.

„Was thun Sie, was thun Sie da?" rief ich entsetzt aus. „Es ist das Testament zu Gunsten Sir Mortimers!"

„Sir!" antwortete er ruhiger als zuvor. „Glauben Sie, daß ich nicht weiß, was ich thue? So viel Verstand habe ich noch."

Da ging die Thür schnell auf und der Haushofmeister stürzte atemlos herein.

„Halten Sie ein, Mylord! Soeben steigt er vom Pferde!"

Gleich darauf trat Mortimer ein. Sein Gesicht ward unwillig gerötet; er überlief uns mit einem schnellen Blick, dann blieb er stehen und sagte:

„Nun, was ist denn geschehen? Was blickt Ihr mich so verwundert an?"

„Mortimer!" rief der Vater mit einem schrillen Tone, der mir wie ein Messer durch das Herz fuhr, „Mortimer! Sieh da— mein Testa—ment!"

Mehr konnte er nicht sagen, die geistige Aufregung, die ihn solange kraftvoll erhalten, war vorüber; er brach wie ein geknicktes Rohr auf seinem Stuhle zusammen, seine frühere Furcht und Angst hatte ihn wieder ergriffen.

Mortimer aber, das für ihn so verhängnisvolle Blatt überfliegend, hatte nur eine Empfindung, und diese trat, zum Lesen deutlich, auf sein wildes Gesicht. Es war die Empfindung des berauschenden Triumphes, endlich den Streit vollendet zu sehen, um dessentwillen er alle seine bösen Thaten verübt hatte.

„Ich danke Ihnen, Sir!" sagte er eilfertig zu mir, indem er das inhaltsschwere Papier auf den Tisch legte. „Ich danke Ihnen — bringen Sie ihn wieder zu sich. Nun kann ich ruhig zu meiner Jagd zurückkehren, denn ich weiß jetzt, was mich eigentlich hertrieb, und warum ich kam. Leben Sie wohl!"—

Ich stand noch erschüttert von den eben erlebten Ereignissen da, ich bebte noch vor Erwartung, denn obgleich ich dem äußeren Anblick nach wohl zweifeln konnte, so trug mein Herz doch kein Bedenken mehr, daß jetzt noch etwas anderes vorgehen müsse.

Und es ging vor. Kaum war Mortimer hinaus, der Hofmeister war, auf das äußerste erschüttert, im Zimmer zurückgeblieben, da kam Mylord Seymour wieder zu sich und erhob sich in seinem Sessel.

„Ist er hinaus?"

„Ja, Mylord, er ist hinaus."

„Zu, geschwind zu, die Thür zu — so — und nun da," fuhr er fort und riß mir das Blatt aus der Hand, welches ich wieder genommen hatte und betrachtete, und gab es dem Hofmeister hin, „fort — fort damit — da in die Flammen — in den Kamin!"

Der Haushofmeister warf einen Blick auf seinen Herrn, dann auf mich und einen auf das Testament; es war der wichtige Augenblick in Mortimers Leben gekommen, aber er ging schnell vorüber, als alle Wendepunkte im menschlichen Dasein. Denn der Haushofmeister ging festen Schrittes, wie es das Bewußtsein einer guten That ihm erlaubte, nach dem Kamin. Noch ein Blick, noch eine Pause und ein Wink von dem ihn anstierenden Auge seines Herrn, und er warf, wie man mit Abscheu etwas Befleckendes von sich wirft, das Papier auf die glimmenden Kohlen.

Ein Augenblick verging, ein einziger Augenblick, da schlugen die Flammen um das Papier, ein brenzlicher Rauch wälzte sich empor — das war das ganze Glück des im Rausche seines Sieges davoneilenden Mortimers!

Wir standen sprachlos da.

Der Marquis war der erste, der die Stille unterbrach.

„Nun, Paul, hier ist der Schlüssel!" Und er riß sich abermals einen Schlüssel vom Halse und gab ihn dem Diener. „Schließ auf, hinter mir im Sessel — du weißt ja!"

Paul that mit eiligen Händen, wie ihm befohlen war, und zog ein ähnliches Dokument, wie das verbrannte, aus einem in dem Sessel verborgenen Kasten, worauf der Marquis Tag und Nacht gesessen, und reichte es ihm hin, es war das Testament zu Gunsten des erstgeborenen Sohnes.

„Die Feder!" rief er.

Er nahm die Feder und unterschrieb, dann reichte er mir das Blatt. Ich unterschrieb.

„Und nun, Paul, du auch — unterzeichne."

Paul nahm, vor Freude und Schrecken zitternd, das Blatt und auch die Feder, und unterschrieb als Zeuge.

Da sahen wir alle drei uns an und atmeten tief auf, das Werk war vollbracht. Percy war der unbestrittene Erbe des ehrenhaften Namens seiner Väter, wie es nicht anders sein konnte und durfte. —

Am Abend dieses ereignisvollen Tages saß ich wieder bei meinem Kranken, der kaum noch krank zu nennen war, denn die geistige Last, die von seinem Herzen genommen war, hatte seine körperlichen Leiden gehoben. Ich hatte Muße genug, die einzelnen Begebenheiten mit ihm durchzusprechen, die uns kein Geheimnis mehr waren.

Mortimer, der allzuglückliche Mortimer, saß unterdessen wieder mit seinen Gästen an seiner schwelgenden Tafel und berauschte sich in zwiefachem Weine, in dem Weine der Keller seines Vaters, und in dem ungleich duftigeren seines unzerstörbar gewähnten Glückes.

Für mich war noch eins zu thun übrig, ehe ich schied. Ich mußte die Art und Weise ins reine bringen, wie Percy zu seinem Vater zurückkehren sollte, und sein Vater selbst mußte mir die Mittel dazu an die Hand geben.

Ich hielt die Erreichung dieser Absicht für leicht, nachdem das Wichtigste, die Versöhnung, vorhergegangen war.

„Und nun kann ich ihn wieder sehen, zum erstenmal will ich meinen Sohn sehen!" sagte der Marquis zu mir, „denn Sie beteuern mir, er habe mir vergeben!"

„Und wo wollen Sie ihn sehen, Mylord?" fragte ich.

„Hier nicht, hier gewiß nicht, ich bin nicht mehr krank und brauche also keinen Arzt mehr in meiner Nähe, auch gefällt es mir in diesem Hause nicht. Ich werde morgen nach Codrington Hall gehen, ich bin stark genug dazu. In demselben Hause will ich ihn väterlich wieder aufnehmen, aus dem ich ihn so unväterlich gestoßen habe, in demselben Zimmer will ich ihn segnen, wo ich ihm geflucht habe."

„So sei es!", sagte ich.

„Aber wie werden Sie ihn zu mir führen?" fragte mich Lord Seymour mit einer Miene, die mich überraschte, weil sie mir wieder ängstlich und geheimnisvoll vorkam.

„Auf Ihr Geheiß, Mylord", sagte ich. „Sie geben mir Ihre Befehle dazu schriftlich — damit wird es leicht sein, ihn aus seinen Banden zu lösen."

„Nein, Sir! Das kann ich nicht!"

„Wie? das können Sie nicht?"

„Still, still, Mortimer möchte uns hören."

„Wie? — Und!" stammelte ich, denn ich ahnte schon den traurigen Grund seiner neu erwachten Furcht.

„Nein, nein! Darf ich das wagen da Mortimer um mich ist? Wenn er es erführe, daß ich — ich selbst ihn ausgelöst habe, ohne seine Einstimmung. — Nein, ich darf nicht!"

Ich betrachtete den von neuer Qual gefolterten Greis mit dem größten Erstaunen. Diese Weigerung hatte ich nicht vermutet.

„Warum können Sie das nicht? Sind sie nicht Ihr eigener Herr?"

„Ach, Sir! Sie vergessen, was Mortimer ist. Er würde mich umbringen, in der Nacht, im Schlafe."

„Ha!" rief ich, „also Furcht vor Mortimer?"

„So ist es, so ist es!"

„Aber," fuhr ich fort, „wenn er nun von selbst käme, wie dann? Wenn er zu Ihnen flüchtete, zu Ihren Füßen, an Ihre Brust sich stürzte, fürchten Sie auch dann noch?"

„Nein, nein! Wenn er von selbst käme, so wäre das etwas ganz anderes, und wenn er erst bei mir ist, so wird Percy mich gegen Mortimer schützen. Aber wo sollte ich den Mut hernehmen, ihm die Wahrheit zu verbergen, wenn er mich fragte: Hast du ihn hierher gerufen? Ach, ich bin so schwach, wenn Mortimer mich ansieht!"

„Gut! So soll er selber und aus eigenem Antriebe kommen, und Mylord, darf ich bei ihm sein?"

„O Sir, kommen Sie mit ihm, ja, kommen Sie mit ihm."

Und es war so beschlossen.

Am nächsten Morgen stand ich reisefertig vor dem Marquis von Seymour; Sir Mortimer war zugegen.

„Ich gehe," sagte ich, „denn Ew. Herrlichkeit bedürfen meiner nicht mehr."

„Ich gehe auch," sagte Mylord Seymour, „nach Codrington Hall. Gehst du mit mir, Mortimer?"

„Ich gehe voraus!" erwiderte dieser finnend, „ich habe noch einen kleinen Umweg zu machen, ein Geschäft, das ich selbst zuvor verrichten muß, doch denke ich, vielleicht schon vor dir da zu sein, und somit sage ich dir bis dahin lebewohl."

Damit drehte er sich herum und wollte gehen, denn von mir hatte er bereits Abschied genommen.

„Mortimer!" rief der greise Vater. „Was willst du noch?"

„Du gehst, du könntest deinen Vater nicht wiedersehen, da — meine Hand."

Mortimer ergriff die kalte Hand seines Vaters — die arme Hand — sie konnte ihm ja nichts mehr geben!

„Früher küßtest du diese Hand." —

„Ich küsse sie noch!" rief Mortimer und beugte sich schnell auf die Hand seines Vaters und berührte dieselbe mit seinen Lippen. — „Adieu!"

Und mit seinen gewöhnlichen lauten und derben Schritten ging er hinaus.

In des Marquis von Seymour Wagen rollte ich rasch nach London und fuhr sogleich bei Sir John vor. Als ich bei ihm eintrat, fand ich ihn, wie ich ihn vor einigen Tagen gefunden, an seinem Arbeitstische sitzend; auch streckte er mir wieder seine Hand von weitem entgegen.

„Ah, kleiner Job, schon wieder da? Das ist mir lieb. Hast du Grund gefunden?"

Sir John redete mich, wie der Leser schon bemerkt haben wird, in deutscher Sprache, bald du, bald Sie an, wahrscheinlich je nachdem er bald an meinen Vater, bald an mich bei seiner Anrede dachte.

„Gott sei Dank, ja; Ankergrund, mein teurer Sir, und doch nur die Hälfte vom Faden abgerollt!"

„Ha! gut gesagt! — Freut mich, freut mich, Sir! Famoser Junge, der kleine Job! — Und wo bleibt dein Geheimnis?"

„Das werde ich mit Ihrer Erlaubnis noch eine Weile für mich behalten, doch zur rechten Zeit sollen Sie es erfahren, verlassen Sie sich darauf; es wird ohnedies nicht ganz verschwiegen bleiben."

„Schön, dann ist es aber kein Geheimnis mehr, haha! Siehst du wohl, was ich dir sagte? Ich wollte es gleich nicht wissen, dachte mir, daß es so kommen würde! Von zehn Geheimnissen, die man seinen guten Freunden anvertraut, möchte man neun immer wieder zurücknehmen, alte Geschichte! Sie speisen doch bei mir?"

„Auf keinen Fall, Sir!"

„Und warum nicht, kleiner Job? Schon wieder Geschäfte?"

„Gewiß Sir, und die allerwichtigsten."

„Aha eine geheime Angelegenheit!"

„Es ist noch immer dieselbe, Sir!"

„So! Und wo soll's hingehen?"

„Nach St. James zurück."

„Nach St. James? Ei! Immer unter Verrückten, halte deinen Kopf fest, kleiner Job, fängst zu früh an, war schon über vierzig hinaus, als ich Geschmack daran bekam! Na! aber doch nicht wieder zu Pferde?"

„Ganz gewiß, Sir, das ist einmal die Aufgabe, die ich lösen muß."

„Danke dafür, habe nur einmal in meinem Leben geritten, verlor gleich die Bügel, haha! puff! da lag ich! Die Menschen sind mir hartmäulig genug, und nun noch Pferde! Apropos bei St. James! Wissen Sie, was mir Mr. Lorenzen, der Oberarzt, für eine Frage vorgelegt hat?"

„Nein, das weiß ich nicht."

„Närrischer Kauz! Erzählt mir da eine Geschichte von einem Mann, von dem er plötzlich nicht weiß, ob er verrückt ist oder nicht, kriegt mit einemmal einen Gewissensskrupel, und hat ihn schon vier Jahre unter seinen Händen."

„Ah! Mr. Sidney—!"

„Richtig!—Was! weißt du das auch, kleiner Job? Und nun soll ich ihm in meiner Antwort meine Meinung schreiben, als wenn man das so leicht könnte, ohne den Mann gesehen zu haben, begreife den Doktor gar nicht! Das ist nicht so leicht abgemacht."

„Schreiben Sie nicht, Sir, ich werde es mündlich ausrichten."

„Gut gesagt, kleiner Job! Sehr scharfsinnig bemerkt, muß es aber dann nicht doch immer eine Antwort sein? He?"

„Sie brauchen mir gar keine Antwort zu sagen, lassen Sie mich für Sie antworten."

Sir John schaute mich mit einem seiner tief forschenden Blicke an.

„Wohl, Sir!" sagte er ernst, „das ist meine Sache!"

„Es soll auch die Ihrige bleiben, mein teurer Herr, ich werde keine Antwort geben, die Sie oder Ihren Ruf benachteiligen könnte."

„Ha! auch Geheimnisse mit mir? Das geht zu weit. Wer ist dieser Mr. Sidney?"

„Wissen Sie, Sir," sagte ich, „dieser Mr. Sidney ist es, dessentwegen ich von St. James an Sie schrieb und Sie bat, mich hierherzurufen; dieser Mr. Sidney ist es, dessen Sache ich bei Lord Seymour geführt; ja dieser Mr. Sidney ist es endlich, um den ich wieder nach St. James reise, und zwar zu Pferde reise."

„Ah, ist es das? Gut, gut! Dahinter steckt also wirklich 'was!"

„Freilich! Und noch einmal, Sir, dieses Mr. Sidneys Geheimnis ist es, welches ich Ihnen mitteilen und Sie nicht wissen wollten, welches ich aber jetzt nach reiflicher Überlegung auf eine kleine Weile noch für mich behalten will: ich, Sie vergeben mir meine Offenheit, ich möchte gern die Aufgabe, die Verwicklung seines Schicksals zu lösen, so lange es geht, für mich behalten."

„Ja doch, ja, ich vergebe es Ihnen und bin es zufrieden — ereifern Sie sich nicht, haben Sie schon gefrühstückt?"

„Ja, bei Mylord Seymour."

„Aber nicht bei mir!"

Und er klingelte und ich mußte wenigstens frühstücken, da ich nicht bei ihm essen wollte.

„Was den Oberarzt betrifft," fing er noch einmal wieder an, als ich mich zum Gehen anschickte, „werde ich nicht von Ihnen erfahren, welchen Bescheid Sie ihm von mir geben wollen?"

„Ja, gewiß, Sir, werden Sie das," erwiderte ich lächelnd, „und Sie können es sogleich erfahren. Ich werde einen Ausspruch thun, der nicht von Ihnen kommt und doch ganz nach Ihrem Sinne ist, und Mr. Lorenzen soll zu der Einsicht gelangen, daß dieser Ihr Ausspruch der allein richtige gewesen ist, obgleich Sie diesen Ihren eigenen Ausspruch selber nicht wissen."

„Haha! Da haben wir's! Das geht über meinen Verstand, kleiner Job, das ist lustig, haha! Nun, ich bin dabei, immer zu! Sind Sie auch satt?"

„Auf drei Tage, Sir! Und nun leben Sie wohl!"

„Adieu, kleiner Job, viel Glück auf den Weg!"

Und er schüttelte mir treuherzig die Hand.

Jetzt begab ich mich schnell in meine Wohnung.

„Was machen die Pferde, Bob?"

„Bravour ist ganz übermütig und der Kleine auch. Geht's bald wieder fort?"

„Sogleich, Bob, mache dich fertig."

Wir hatten London bald hinter uns. Unmöglich wäre es, wenn ich die Nachsicht des Lesers auf eine harte Probe stellen wollte, ihm die ungeordnete, lange Reihe meiner Gedanken vorzuführen, die mich befielen. Ich selbst war ihrer kaum Herr, sie rissen mich mit fort, sie spielten mit mir, und ich ließ es eine Weile ruhig geschehen. Dergleichen begegnet uns wohl zuweilen; besonders wean sich ein Unternehmen nicht gerade unserm Willen gefügt hat, sondern wir das Gelingen desselben ganz augenscheinlich dem gnädigen Lenker der Geschicke der Menschen verdanken. Und daß dieser es war, der meine Unternehmungen mit Erfolg gekrönt hatte vermochte ich nicht zu bezweifeln; und auch jetzt noch, nach Jahren, wo ich außerhalb des Rausches der augenblicklichen Einwirkung bin, bezweifle ich es nicht.

Freilich war noch vieles zu thun, zu erreichen, zu überwinden. Ach, ich wäre vielleicht beruhigt gewesen, wenn ich eine nähere Auskunft über Ellinor und ihren Vater erhalten hätte. Wo war sie? Und Phillipps, er schwieg immer noch; war er nicht glücklicher gewesen als ich? Noch hatte ich gar nichts von ihm vernommen. Nirgends eine Spur von ihm, nirgends eine Mitteilung seiner gewiß unermüdlichen Bestrebungen.

Und nun gar Sir William Graham gestorben! Er, der einzige, an den ich mich hätte wenden können! Arme Ellinor! Wo sollte ich sie suchen, wo finden? Keine Spur von ihr schien vorhanden zu sein, so sehr ich auch nach einer solchen spürte, und das war Grund genug, mich nachdenklich zu stimmen und mich vor dem gewaltigen Willen Gottes zu demütigen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rundschau.

Herausgegeben von der
Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.
Redigiert von G. G. Wiens.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten 75 Cents.
" " Deutschland 4 Mark.
" " Rußland 2 Rubel.
" " Frankreich 5 Franken.

Entered at the Post Office at Elkhart. Ind. as second-class matter.

26. April 1899.

—Berichtigung. In No. 15 der „Rundschau" steht unter einer Korrespondenz von Winkler, Manitoba, der Name „Obertitz" als Ortsname angegeben. Das sollte „Chortitz" sein.

—Unsere Leser in Manitoba und auch sonstwo sind gebeten, ihre Bestellungen resp. Zahlungen bei einem unserer Agenten zu machen, der da wirklich deutsch schreiben kann. Viel Arbeit und Mühe und Mißverständnis würde uns dadurch erspart. Wozu haben wir denn unsere d e u t s c h e n Agenten?

—„The Review" ist eine neue mennonitische Zeitschrift, herausgegeben von H. P. Krehbiel, Canton, Ohio. Das Blatt erscheint monatlich und ist englisch. Preis 40 Cents bei Vorausbezahlung. Na, mal wieder 'n Kollege. Viel Glück!

— J. G. Ewerts Uebersetzung der Briefe über die Wehrlosigkeit ist jetzt zum Versand fertig. Wir erwarten viele Bestellungen. Der Verdienst kommt einem Krüppel zu gute. Auch ist es jedenfalls interessant zu lesen und zu erfahren, was Nichtmennoniten über die Wehrlosigkeit denken.

An unsere Agenten. —Für den Verkauf von J. G. Ewerts Uebersetzung geben wir keine Commission. Der Verdienst fließt dem Uebersetzer, einem beinahe hilflosen Krüppel zu. Hoffentlich wird diese Bekanntmachung unsere Agenten nicht nur nicht entmutigen, sondern sie vielmehr anspornen zur Mithilfe an einem edlen Werke.

—„Ägyptischer Balsam" wird von unseren Leuten viel gebraucht. Nun haben wir aber stets Schwierigkeiten gehabt den Balsam über die Grenze nach Manitoba und dem übrigen Canada zu bekommen. Ob die Herren „Zöllner" nun selber so viel Schlimms haben, daß sie den Balsam für sich brauchen, oder ob ein anderes mehr gerechtfertigtes Hindernis obwaltet — wissen wir nicht; sicher aber ist, daß viele Leute in Canada den Balsam nicht bekommen haben, trotzdem er von hier dreimal geschickt worden ist. Um nun unsern Kunden auch in dieser Weise entgegen zu kommen, haben wir in Gretna, Man., Br. P. W. Dück als General-Agenten für diese Salbe angestellt. Hoffentlich wird uns dafür keiner böse sein, denn Freund Dück verspricht alle Bestellungen prompt auszuführen. Letzteres erwähnen wir nur für solche, die den flotten Buchhändler von Gretna (nämlich Freund P. W. Dück) nicht kennen, denn die mit ihm bekannt sind, denen darf man Dück nicht erst empfehlen.

Alle Bestellungen also, die da aus irgend einem Teile Canadas gemacht werden, schicke man an:

P. W. D ü ck,
Gretna, Manitoba.

— "**Christian Science**." Bei der gegenwärtigen immer weiteren Ausbreitung der heillosen Schwärmerei der sogenannten „Christlichen Wissenschaft" führen manche kirchlichen Blätter allwöchentlich die Fälle auf, in denen sich diese "Christian Science" als plumper Schwindel auch vor den blödesten Augen erweist. So nennt der "Independent" der vorigen Woche wieder zwei Opfer dieses Wahnes, daß es keine Krankheit gebe und Ärzte und Heilmittel unnötig seien. In Colorado Springs, Colo., wurde Frau F. C. Ellis von durchgehenden Pferden zu Boden geschleudert und schwer verwundet. Zwei Ärzte beschäftigten sich mit ihr, aber ehe sie noch ihre Untersuchung beendigt hatten, wurden sie von dem Gatten der Frau, der ein angesehener Anhänger der "Christian Science" ist, entlassen. Der Mann erklärte als getreuer Jünger dieser Schwärmerei, seine Frau habe auch nicht den geringsten Schaden davongetragen. Einige Stunden darnach war sie tot. In Chelsea, Mass., hatte ein Arzt eine vom Schlag gerührte Frau C. C. Rivers in Behandlung und hatte die bestimmteste Hoffnung ihrer Wiederherstellung ausgesprochen. Auch er wurde entlassen, und an seiner Statt wurden sogenannte „Heiler" der genannten Sekte angestellt. Nach wenigen Tagen starb die Frau. Und doch neigen sich auch Lutheraner aus unsern Kreisen dieser Schwärmerei zu, bei der — und das ist das Schlimmste — Gottes Namen und Wort aufs schändlichste mißbraucht werden.

(L. F. Der Lutheraner.)

Home and F. R. Commission.

Jeder, welcher Geld für die Home and F. Relief Commission schickt, kann selber bestimmen, wozu das Geld gebraucht werden soll. Wer Geld einschickt und nicht genau bestimmt w o z u, der sagt damit, daß er sich auf die Beamten der H. and F. R. Commission verläßt und es ihnen zutraut, daß sie das Geld nach bestem Ermessen verwenden werden. Wo solche Gelder hingehen, zeigen die Rechenschaftsberichte, welche von Zeit zu Zeit in der „Mennontischen Rundschau" erscheinen.

Auszug aus einem Privatbriefe.

B e r n e, Ind., April 19., 1899. Heute morgen hat sich hier ein schreckliches Unglück zugetragen. Das Mädchenheim brannte nieder und drei von den Kindern verloren dabei das Leben. Das Feuer scheint in der Küche angefangen zu haben. Um vier Uhr wurde es entdeckt und zwei Stunden später war von dem Baue nichts zu sehen als ein Trümmerhaufen. Es ist dies ein schwerer Schlag für die Missionsgesellschaft „L. u. H." Mama Sprunger ist untröstlich über den Verlust der drei Kinder. Sie standen im Alter von 9, 14 und 15 Jahren. Weiß jetzt noch nicht was für Schritte gemacht werden können. Alles ist noch in Aufregung....

Carl Schurz über die Pflege der deutschen Sprache.

Da es leider in Amerika der Deutschen so viele giebt, die ihre Muttersprache, die tiefste, reichste, ursprünglichste aller neuern Sprachen, wie ein abgetragenes Kleid wegwerfen und sie nicht auf ihre Kinder vererben, so mögen hier auch die Worte stehen, welche Carl Schurz in seiner Festrede über die Pflege der deutschen Sprache gesprochen hat. Vielleicht daß doch hier und da ein nach Amerika ausgewanderter Deutscher dieselben zu Herzen nimmt, obwohl der Deutsche in der Regel nur das, was weit her ist, recht schätzet und würdiget; dagegen das eigne nationale Lebensgut, das nicht weit her ist, leicht unterschätzt und vernachlässigt. — Carl Schurz sagte:

„Hören wir nicht auf, hier die deutsche Sprache zu pflegen. Sie ist nicht allein ein fruchtbares Element der Erziehung und Bildung, sondern auch ein wesentliches Bindemittel in der Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Kunstpflege und der Förderung lebensfroher Sitten.

„Lassen Sie sich nicht durch den engherzigen Einwurf stören, daß es die erste Pflicht des Eingewanderten ist, Englisch zu lernen. Natürlich ist das seine Pflicht, sein offenbares Interesse. Niemand weiß das besser als ich, und niemand hat es seinen Stammesgenossen beständiger gepredigt. Aber ich habe nie verstehen können, daß man, um Englisch zu lernen, das Deutsche vergessen muß. Die deutsche Sprache ist ein so wertvoller Schatz, daß unzählbare Tausende, die ihn nicht besitzen, sich mit saurem Fleiß bemühen, ihn zu erwerben. Ist es nicht frevelhafter Leichtsinn, wenn einer, dem dieser Schatz sogar in der Wiege zum Geschenk gemacht worden ist, ihn verächtlich wegwirft, statt ihn wie ein kostbares Kleinod zu pflegen? Es hat schon manchen Menschen gebildeter und gescheidter gemacht, aber niemals seinem Charakter, seiner Fähigkeit oder seinem Patriotismus geschadet, wenn er mehr als eine Sprache besaß. Wer von uns neben der erlernten englischen Sprache die Pflege der deutschen beibehält, wird dadurch nicht ein schlechterer Patriot, sondern ein gebildeterer Amerikaner. In allen Dingen aber bleibe die Pflicht, die wir dieser großen Republik schulden, das erste und mächtigste Motiv unserer Bestrebungen. In Wort und That sollen wir niemals einen Zweifel darüber zulassen, daß wir die Segnungen, die wir unter den freien Institutionen unseres Adoptiv-Vaterlandes genießen, mit dankbarem Sinn auf das höchste schätzen und daß nur diejenigen wahre Vertreter des Deutschtums in Amerika sind, die sich als die treuesten und die patriotischesten Bürger bewähren."

Aid Plan.

— Die Einschreibegebühren von 25 Cents für jeden neuen Beitreter müssen unbedingt der Abschätzung beigefügt werden.

— Postmarken sollten nicht an den Brief angeklebt werden; die fallen schon nicht heraus, wenn das Couvert sonst gut ist.

— Br. M. D. Wenger ist langsam am bessern.

Adreßveränderungen.

Jakob Penner und Heinrich Koop, Parker, S. Dakota, haben ihre Adresse nach Rosthern, Saskatchewan, Canada, verlegt.

Programm
für die
27. Konferenz des Menn. Lehrervereins in Kansas,
abzuhalten im Versammlungshause der Krimer-Mennoniten-Brüdergemeinde, 2 Meilen südlich von Hillsboro,
am 12. Mai 1899.

1. Eröffnung um 9 Uhr.
2. Bericht der vorigen Sitzung.
3. Aufrufen der Glieder.
4. Beamtenwahl.
5. Ernennung der Komitees.
6. Zeiteinteilung.
7. Ausführung des Programms:
   - I. Thema: Was versteht man unter Bibellesen in der Schule, und wie sollte es getrieben werden?
     C o r n e l i u s F r e y, G. N. H a r m s.
   - II. Thema: Wie erzielt man Charakterfestigkeit?
     J a c. G. B a r k m a n n. J. F. D ü r k s e n.
   - III. Thema: Welchen Wert haben psychologische Kenntnisse für den Lehrer?
     D. D. U n r u h, A n n a H i r s c h l e r.
   - IV. Thema: Die Gesundheitspflege in der Schule.
     P. A. H i e b e r t, E l i s a b e t h N e u f e l d.
   - V. Thema: Jean Jacques Rousseau: Biographie.
     G. A. F l a m i n g.
     Pädagogische Grundsätze.
     P. R. V o t h.
   - VI. Eingereichte Fragen.
8. Geschäftliches.
   Bericht des Komitees.
   Ernennung des Besuchskomitees.
   Institut u. a.
9. Schluß.

Alle freundlich einladend,
W. B. U n r u h, Schreiber.

Am Vorabend der Konferenz werden wie gewöhnlich Vorträge über Schule und Erziehung gehalten werden.

Fortsetzung von Seite 2.

Euch lieben Geschwistern bekommen und das ist uns zu wenig, besonders meiner l. Frau ist das kränkend. Wir sind bald 20 Jahre hier in Amerika, können es aber nicht gewohnt werden, von Euch nichts zu erfahren. Bitte daher laßt mal was von Euch hören und bitte auch um Eure Adressen. Dann sei dies ein Lebenszeichen von uns. Wir sind, dem Herrn sei Dank, gesund.

Wir hatten hier einen ziemlich kalten und langen Winter. Der Winterweizen ist größtenteils erfroren, so daß wir Farmer nicht gut wissen, was wir damit thun sollen, alles umarbeiten und andern herein thun, oder ob sich's lohnt stehen zu lassen. Nun es mag uns zur Warnung dienen, daß unser geistliches Leben nicht möge verloren gehen. Jetzt ist es seit einer Woche ziemlich schön und wird fleißig Hafer gesät; doch wir werden heute fertig damit. Seid alle von uns gegrüßt.

D a v i d und S a r a h H i e b e r t.

Texas.

F a i r b a n k s, 13. April 1899. Da man so viele Berichte in der „Rundschau" liest, will ich mal vom südlichen Teile von Texas etwas schreiben. Wir hatten hier bis um die Zeit der Weihnachten recht schönes Wetter. Bald nach Neujahr stellten sich schwere Regengüsse ein, welche ununterbrochen anhielten bis zum 15. Februar, so daß die Wege fast unpassierbar wurden und im Felde gar wenig zu schaffen war.

Von der Fruchtbarkeit dieser Gegend kann ich aus eigener Erfahrung nicht viel berichten, weil wir noch nicht lange genug hier sind. So viel weiß ich, daß es hier nicht so viel reichen Humusboden giebt wie im Norden. Aber weil es hier scheinbar nicht an Feuchtigkeit mangelt, wenn auch, im Ganzen genommen, der Boden nicht reicher wie in Abilene ist, kann diese Gegend doch fruchtbarer sein. Die Erde ist hier von anderer Beschaffenheit. Sie ist stark mit Sand gemischt, der beinahe so fein wie Mehl ist. Der Boden läßt sich daher besser bearbeiten.

Gemüse kommt hier sehr gut fort. Man sieht Kartoffeln, die fußhoch gewachsen sind und so noch anderes Gemüse. Obst ist keins erfroren. Die Birnen nehmen den ersten Rang ein.

Wie man von allen Seiten hört, hat es hier nie stark gefroren, ausgenommen am 12. Februar, als es hier 2 Grad über und im nördlichen Texas 10 Grad unter Null war, was ganz Texas in Schrecken setzte. Wintergemüse, Bananen, Citronen, Apfelsinen waren bis auf den Boden erfroren. Letztere aber nicht alle, weil man ausgefunden hat, wie dem Frost vorzubeugen ist. Die Temperatur ist um diese Zeit von 75 bis 84 Grad. Der Südwind ist kühler und feuchter als bei Abilene.

Das beste in dieser Gegend wird wohl der gute Markt sein. Man kann hier billiger kaufen und teurer verkaufen als sonstwo. Denn Galveston und Houston, obwohl man sie noch nicht unter die Großstädte zählen kann, weil sie noch keine 100,000 Einwohner haben, haben große Verkehrswege zu Land und zu Wasser. Es kommt vor, daß Züge mit 117 Wagen in Houston einlaufen. Und weil die Stadt 15 Bahnen hat, so will das doch schon was heißen. In Galveston werden merkwürdig große Schiffe beladen.

Der Gesundheitszustand ist hier ziemlich gut, mit Ausnahme meiner Frau, die seit einigen Tagen unwohl war. Auch in der Nachbarschaft hatte eine junge Schwester das Frostfieber. Den Ganzen Winter hindurch habe ich von keiner Krankheit gehört; aber diese Gegend ist auch nicht gänzlich fieberfrei.

P e t e r J s a a c.

Süd-Dakota.

F r e e m a n, den 18. April 1899. Werte „Rundschau!" Möchte dir wieder einige Zeilen mitgeben.

Wir hatten hier einen langen Winter. Aber alles hat seine Zeit, und so mußte auch der Winter wieder weichen.

Den 6. April konnten die Leute langsam mit dem Säen anfangen, und wie ich gehört habe, sollen einige schon mit dem Säen fertig sein. Wir haben jetzt schönes Wetter; das grüne Gras blickt schon aus der Erde hervor und wenn es so schön bleibt, wird es bald alles in Grün gekleidet sein.

Es gehen hier auch andere Veränderungen vor: Den 31. März starb die Frau des Paul Tschetter an Herzschlag.

Den 3. April zogen einige Familien nach Saskatchewan, welche in Marion Junct. einstiegen, und weil es schönes Wetter war, so waren viele Leute noch zum Abschied da. Wenn Heinrich Bartel, der auch einer von den Reisenden war, nicht vergessen wird, was er verversprochen hat, dann werden wir bald etwas von ihm in den Spalten der „Rundschau" lesen, wie es auf der Reise gegangen hat, und wie sie es angetroffen haben. Den 11. April zog eine Familie nach Kansas.

Ich wünsche allen das beste Wohlergehen. Der Gesundheitszustand ist hier jetzt ziemlich gut. Noch einen Gruß an alle Leser von

J a k. H. U n r u h.

C a n a d a.

Manitoba.

S t e i n b a ch, 8. April 1899. Liebe Rundschauleser! Zuerst wünsche ich Euch allen das beste Wohlergehen. Nun weil ich Dir schon lange nichts habe auf die Reise gegeben, so will ich heute mal versuchen ein paar Zeilen zu schreiben, und zuerst bekannt machen, daß meine Adresse nicht mehr Fergus Falls, sondern Steinbach, Manitoba, ist. Wir sind den 5. April dort abgefahren und hier den 8. glücklich angekommen.

Will noch ein wenig vom Wetter berichten. Als wir hier angekommen sind, dann war hier noch ziemlich viel Schnee,

aber es ist jetzt noch immer ein paar Grad warm gewesen, so daß der Schnee bald alle weg ist. Es sieht so, als ob der Ackermann sich schon wieder schicken muß zur Saatzeit.

Bitte alle Freunde und Bekannten, daß sie uns nicht vergessen möchten. Wenn wir schon nicht können mündlich zusammen sprechen, so möchte ich aber alle um Briefe bitten.

Cornelius P. Görtzen.

Saskatchewan.

Rosthern, 11. April, 1899. Lieber Editor! Weil ich so vieles aus allen Gegenden in der „Rundschau" lese, so will ich auch etwas in ihre Spalten geben. Ich möchte meinen Freunden über unsere Reise berichten, und somit könnte mir die „Rundschau" viel Arbeit ersparen.

Am 20. März bestiegen wir den Zug und fuhren bis nach Kansas City, wo wir 13 Stunden warten mußten. Von da aus ging es nach Norden, nach Minnesota, wo Karl Glöcklers ausstiegen. Wir andern fuhren weiter unserem Ziele zu. Bald erreichten wir St. Paul und von da ging es die ganze Nacht bis nach Winnipeg. Dort hatten wir 18 Stunden Zeit. Mittags, den 25., stiegen wir wieder ein. Wir hatten viel Arbeit mit unsern Kisten und hätten den Zug beinahe verfehlt. Jakob Fischer mit fünf Kindern mußte zurückbleiben, auch einige von unsern Sachen. Die Frau Fischer und vier Kinder waren schon auf dem Zug. Hätte der Zug aber noch eine Minute gehalten, dann wäre alles mitgekommen. Nun es wurde alles später nachgeschickt, also hatten wir nichts verloren. Jakob Fischer kam zwei Tage später nach.

Wir haben jetzt schon Land aufgenommen. Es kostet $10 das Viertel für Einschreibegebühr. Das Land ist gut. Auf meinem Viertel habe ich von 35—40 Acker Wald—genug für unsern Gebrauch.

Ich kann sagen, daß es uns bis jetzt recht gut gefällt. Wasser und Land sind gut. Nur sind die Pferde und Ochsen jetzt zu teuer. Weizen kostet 40 bis 46 Cts. per Bushel, Gerste 40.

Heinrich P. Nickel.

Landwirtschaftliches.

Die Wintersaaten.

Das „Chicago Daily Trade Bulletin" veröffentlicht eine Uebersicht nach den Schätzungen seiner Korrespondenten über das mit Winterweizen bestellte Areal und den Schaden, den die schlechte Witterung in den letzten zwei Monaten angerichtet hat. Östlich vom Alleghenygebirge ist der Schaden gering, denn die Saat war durch Schnee ziemlich geschützt; dasselbe gilt von Ohio und Michigan; in Indiana ist der Schaden ziemlich groß und in Illinois sind die Aussichten schlecht; in Missouri ist beträchtlicher Schaden angerichtet, Kansas erleidet große Verluste; in Texas ist der Schaden größer als man allgemein geglaubt hat; im nördlichen Kentucky ist die Saat in gutem Stande, aber im südlichen Teil des Staates und Tennessee hat die starke Winterkälte Schaden gethan; Iowa erleidet große Verluste, in Nebraska sind die Aussichten geradezu entmutigend, und Wisconsin ist schwer geschädigt; in Californien hingegen steht alles ausgezeichnet.

Aus allem geht hervor, daß der Stand des Winterweizens in den Ver. Staaten nicht über 75 Prozent ist und selbst in dem vermehrten Areal nicht eine Durchschnittsernte ergeben wird, wie wir sie im vorigen Jahre hatten. Die Staaten östlich vom Felsengebirge werden ungefähr 35 bis 40 Millionen Bushel weniger ernten. Die Aussaat von Sommerweizen ist noch weitzurück in Nebraska, Indiana, Minnesota, Süd- und Nord-Dakota, sowie auch im Felsengebirgdistrikt. Das Areal ist wahrscheinlich geringer als im vorigen Jahre.

Schorfige Kartoffeln.

Die landwirtschaftliche Versuchsstation in Kansas schreibt: Schorf (scab) ist eine durch Bakterien hervorgerufene Krankheit. Diese greifen die Kartoffelschale an, entstellen dieselbe durch rauhe Flecken oder Höhlungen. Schorfige Kartoffeln können nur entstehen, wenn die Bakterien auf der Schale der Knollen während ihrer Bildung sich festsetzen können. Dieses kann nur der Fall sein, wenn Kartoffeln zu Samen verwendet werden, die schorfig sind, auf denen also die Bakterien sind, oder wenn der Boden dieselben enthält, was nur der Fall ist, wenn im Jahre vorher schorfige Kartoffeln von dem Felde geerntet wurden. (Die unter den Farmern herrschende Ansicht, daß schorfige Kartoffeln nur auf solchen Feldern sich bilden, die mit frischem Stallmist gedüngt wurden, hat nur insofern eine Berechtigung, als durch den frischen Mist die Erde länger feucht gehalten wird, sich unter dieser Bedingung die vorhandenen Bakterien schneller entwickeln, oder daß mit dem Mist schorfige Kartoffeln auf das Feld gebracht wurden. Es ist nämlich leider der Gebrauch, daß man faule oder schlechte Kartoffeln einfach auf den Misthaufen wirft und gar nicht daran denkt, daß man dadurch die Krankheitskeime auf das Feld bringt. B.)

Verhinderung des Schorfes. Um die Schorfbildung auf Kartoffeln zu verhindern, soll man diese entweder auf ein Feld pflanzen, auf dem vorher andere Früchte gezogen wurden, oder auf dem wenigstens die Krankheit nicht aufgetreten ist. Man soll nur ganz gesunde Knollen, also solche mit glatter Schale, als Saatgut verwenden. Um ganz sicher zu gehen, soll man die Samenkartoffeln einer Behandlung mit einem Stoffe unterziehen, der etwa vorhandene Bakterien zerstört. Als bestes Mittel wird corrosive sublimate empfohlen. Dieses wird bereitet, indem man 2¼ Unzen corrosive sublimate in 2 Gallonen heißem Wasser auflöst und diese Lösung, nachdem sie 10—12 Stunden gestanden, mit 13 Gallonen kaltem Wasser verdünnt. Diese Flüssigkeit soll in einem Holzgeschirr, Faß oder Bottich bereitet werden, auch Thongeschirre kann man dazu verwenden, aber auf keinen Fall Metallgefäße, denn diese werden von der Flüssigkeit angegriffen. Die ganzen Kartoffeln werden in einen groben Sack gegeben und in diesem in der Flüssigkeit untergetaucht, in der sie 1½ Stunden liegen bleiben. Nachdem die Kartoffeln herausgenommen, werden sie zum Trocknen ausgebreitet und dann können sie gepflanzt werden. Wenn die Kartoffeln schmutzig und sehr erdig sind, so sollten sie vor der Behandlung gewaschen oder wenigstens durch Abreiben von der anhaftenden Erde befreit werden. Schorfige Kartoffeln soll man nicht verwenden, denn es ist schwer, die in den Vertiefungen sitzenden Bakterien zu töten. Das corrosive sublimate sollte nicht mehr als 15 Cents per Unze kosten.

Wenn Kartoffeln auf ein Feld gepflanzt werden sollen, das die Schorf-Bakterien enthält, so soll man die Furchen, in die Knollen gelegt werden, mit der Lösung, die man zur Behandlung des Samens benutzte, bespritzen. (Ich glaube nicht, daß sich dies im Großen als praktisch erweisen dürfte, im Kleinen, im Hausgarten oder bei Gemüsegärtnern mag es ja gut sein. B.)

Von seiten der Versuchsstation New Jersey wird Schwefel als Mittel gegen Schorf empfohlen: Nachdem die Kartoffeln geschnitten sind, bestäubt man sie mit Schwefel; pflanzt man mit dem Kartoffelpflanzer, so kann man den Schwefel auch auf die im Saatkasten befindlichen Kartoffeln schütten. Die Behandlung mit Schwefel dürfte auf $1 pro Acre zu stehen kommen.

Da corrosive sublimate ein Gift ist, so muß man es so aufheben, daß weder Kinder noch Thiere dazu können, und alle behandelten Kartoffeln müssen gepflanzt und etwa übrig bleibende dürfen auf keine Weise verwendet werden. Dieses Mittel ist ganz sicher und man wird, wenn die Samenkartoffeln richtig behandelt wurden, vollkommen schorffreie Kartoffeln erhalten.

Ein anderes Mittel, das ein Farmer als sicher wirkend empfiehlt, ist das Eisenvitriol (sulphate of iron). Er legte die ganz schorfigen Kartoffeln in eine Lösung, gemacht aus 1 Pfund Eisenvitriol in 50 Gallonen Wasser gelöst, ließ sie 30 Stunden darinnen, schnitt sie dann und pflanzte sie. Die geernteten Kartoffeln waren vollkommen frei von Schorf.

Ein weiteres Mittel, das ich selbst erprobte und für gut befand, das zwar ganz unschädlich, da nicht giftig, ist Formalin. Dasselbe wird auf folgende Art angewandt: Zu 15 Gallonen Wasser setzt man ½ Pint Formalin (in Stärke von 40 Prozent), legt die Samenkartoffeln in diese Lösung und läßt sie zwei Stunden darin. Nach dem Herausnehmen schneidet man die zu großen Knollen auf 2—3 Augen und bestreut die Schnittfläche mit Holzasche. Die so behandelten Kartoffeln kann man gleich auspflanzen oder abtrocknen lassen. Das Formalin ist eine farblose Flüssigkeit, man kauft es am besten bei der Unze, ½ Pint sind ungefähr 8 Unzen. Eine Pfundflasche, die ungefähr 15 Unzen enthält, dürfte $1.25 kosten. Man kann in die oben angegebene Flüssigkeit die 3—4fache Menge von Kartoffeln einweichen, die man zuerst einweichte, es ist aber gut, die letzten 2 Male die Kartoffeln etwas länger in der Flüssigkeit zu lassen.

Jeder Farmer sollte in diesem Jahre wenigstens einen Versuch machen, die schorfigen Kartoffeln zu beizen, er wird dann von dem Erfolg so befriedigt sein, daß er die Samenkartoffeln jedes Jahr beizt, um schöne, glattschalige Kartoffeln zu erhalten.

Gelbe Rüben.

Daß gelbe Rüben, Mohrrüben, von Pferden sehr gerne gefressen werden, ihnen auch gut bekommen und ein gutes kräftiges Futter sind, scheint leider vielen Farmern nicht bekannt zu sein, sonst würde jeder einen kleinen Platz dem Anbau dieser Pflanze widmen. Erfahrene Pferdezüchter sagen mit Recht, wenn man Mohrrüben füttert, so braucht man nur die Hälfte der Haferration zu füttern und die Pferde gedeihen gut dabei. Aber auch Rindvieh und Schweine fressen diese Rüben gerne, und füttert man sie an Milchkühe, so leidet die Milch nicht nur nicht darunter, d. h. erhält keinen Beigeschmack und man hat noch den weiteren Vorteil, daß man die Butter im Winter nicht zu färben braucht, denn bei Mohrrübenfütterung hat die Butter auch im Winter die schöne gelbe Junifarbe.

Herr Theilmann, Minn., der die Mohrrübenfütterung nie mehr aufgeben will, so lange er Vieh hält, schreibt über die Kultur derselben folgendes im Jahrgang 1896: Die Rüben gedeihen am besten auf lehmigem guten Boden, auf Sandboden kommen sie nicht so gut vorwärts. Man säet sobald der Boden genügend erwärmt ist (also je nach dem Klima anfangs bis Ende April, auch noch im Mai. B.) Den Samen pflanzt man am besten mit dem Planet jr. Handdrill und zwar, damit man mit der Pferdehacke kultivieren kann, die Reihen 24 Zoll von einander. Man rechnet auf 1 Acre 1½ Pfund Samen. In 2—3 Wochen machen die jungen Pflanzen ihr Erscheinen, sie wachsen anfangs sehr langsam, viel langsamer als das Unkraut, und wenn man nicht bald zum Jäten, Kultivieren anfängt, so kann das Unkraut die Rüben überwuchern. Es heißt also, sobald man die Reihen sieht, mit dem Cultivator durchgehen. Haben die Pflänzchen das 3. bis 4. Blatt ausgebildet, so verdünnt man in den Reihen auf 4—6 Zoll Abstand. Wenn man gut jätet, den Boden in den Zwischenreihen immer locker hält, so daß die Feuchtigkeit nicht so leicht verdunsten kann, so wachsen die Rüben gut und bedecken bald den Boden mit ihren dunkelgrünen Blättern. Dort, wo man mit dem Cultivator nicht hinkommen kann, also zwischen den Pflanzen, muß man einfach die Handhacke benützen, die Arbeit bezahlt sich dreifach. Haben die Rübenblätter einmal den Boden bedeckt, so kann das Unkraut nicht mehr aufkommen, auch der Boden nicht leicht austrocknen. Man kann von dem Acre je nach dem Boden von 15—25 Tonnen Rüben ernten; man hebt sie über Winter im Keller so wie Kartoffeln auf.

Hausarzt.

Das Barfußgehen.

(Schluß.)

Wenn es schon die verkehrte Sitte unserer Zeit, namentlich in den Städten, mit sich bringt, daß Kinder nicht mit nackten Füßen auf den Straßen erscheinen dürfen, so gewöhne man sich doch daran, im Hause barfuß zu gehen, sich mit bloßen Füßen im Garten und Feld umzutummeln, und vielleicht gelingt es allmählich, wenn die Gesinnungsgenossen sich mehren, daß man dahingelangt, wenigstens das Barfußgehen auf der Straße bei Kindern nicht shocking zu finden.

Die Vorteile bei einer derartigen Gewöhnung der Kinder sind größer, als die weisen „Verwärmungs"-Philosophen sich träumen lassen. Die Kinder bleiben von Erkältungskrankheiten verschont, dürfen bei jedem Wetter, selbst in dünner Fußbekleidung, auch sogar barfuß, wenn die Mütter nichts dagegen haben, ausgehen und erhalten bei dieser Angewöhnung eine gute Grundlage für ihre Zukunft. Derartig gewöhnte Kinder unterscheiden sich auch schon durch ihr frisches Aussehen von den schwächlichen, blassen Stubenhocker unserer Kinderstuben.

Aber auch dem Erwachsenen, dem es an einer vernünftige Abhärtung zu thun ist, kann das Barfußgehen nicht genug empfohlen werden. Allerdings muß es im Anfange mit Vorsicht geschehen. Zuerst bloß ein kurzer Spaziergang im Garten oder im Freien; das genügt. Darauf müssen Schuhe und Strümpfe wieder angezogen und der Spaziergang fortgesetzt werden, bis die Füße wieder ihre natürliche Wärme erlangt haben. Allmählich bringt man es bei diesem Vorgehen immer weiter, bis man stundenlang barfuß im Freien herumgehen kann, ohne kalte Füße zu bekommen. Sobald aber die Füße kalt zu werden anfangen, ist sofortige Erwärmung bei angelegter Fußbekleidung unbedingt notwendig; denn erkälten kann man sich von den Füßen aus nur dann, wenn die erkälteten Füße kalt bleiben; macht man aber Bewegung bis zur vollständigen Erwärmung, dann ist eine Erkältung absolut ausgeschlossen.

Unter Beobachtung dieses Grundsatzes kann man dann getrost auch im betauten und bereiften Grase, ja sogar im Winter im Schnee gehen, ohne sich zu schaden; man zieht sogar bei vernünftiger, nicht übertriebener Anwendung von dieser Abhärtungsmethode den größten Vorteil für seine Gesundheit.

Nicht bloß, daß wir dadurch gegen allerlei Erkältungsgefahren gefeit werden; auch als Heilmittel bei verschiedenen Krankheiten und Leiden bewährt sich das Barfußgehen.

Stubenhocker, die viel am Schreibtisch sitzen und sich durch Kopf- oder Federarbeiten Congestionen, Schwindel, Eingenommenheit, Leberanschoppungen, Verdauungsbeschwerden ꝛc. zuziehen, mögen dies doch einmal versuchen. Es ist ein ganz vorzügliches Ableitungsmittel.

Ich rate ihnen im Frühjahre, so wie die Sonne anfängt wärmer zu scheinen, mit dem Barfußgehen anzufangen. Anfangs nur, wenn sie Neulinge in dem Verfahren sind, durch einige Minuten—dann warmgehen. Allmählich wird das Barfußgehen immer weiter und weiter ausgedehnt, bis man stundenlange Wege mit bloßen Füßen zu machen im stande ist, ohne kühl zu empfinden. Man gewöhnt sich auch leicht daran, sogar im Regen barfuß zu gehen, um nicht aus der Uebung zu kommen und die Vorteile der Abhärtung auszudehnen. Auch das Gehen in Sandalen ist zu empfehlen und was das für ein Comfort ist; davon kann nur ein praktischer Versuch überzeugen. Erkältungen kommen nicht vor. Doch nicht bloß als Ableitungsmittel bei Blutstauungen bewährt sich das Barfußgehen, es ist auch von ganz hervorragender Wirkung als Kräftigungsmittel für die Nerven bei verschiedenen Erkrankungen derselben.

In vielen Fällen von Ueberreizung der Nerven, von Abspannung derselben, hat es sich sogar als das hervorragendste Heilmittel bewährt. Kranke, die zu empfindlich waren und keinerlei Bäder oder Güsse vertragen konnten, wurden bei systematischem Barfußgehen allmählich kräftig und widerstandsfähig und kamen schließlich dahin, daß bei ihnen Proceduren mit eisgekühltem Wasser angewendet werden konnten.

Wer an der eminenten Wirkung des Barfußgehens zweifelt, der sollte sich doch die Sache einmal in einer ordentlichen Kneipp'schen Kuranstalt ansehen, bevor er darüber urteilt, und wenn er es sonst ehrlich meint und mit eigenen Augen beobachtet hat, so wird er sich bald aus einem Saulus in einen Paulus verwandelt haben.

Winkler, Man., den 5. April 1899.
Chortitz.

Dr. J. J. Entz,
Hillsboro, Kansas.

Werter Freund!

Antwortlich Ihres Werten, will ich berichten, daß unsere Tochter Elisabet jetzt gerade solch gesunde Augen hat als ich habe, nachdem dieselben durch Ihre Arbeit und Medizin geheilt waren. Sie erinnern sich vielleicht noch, in was für kläglichem und hoffnungslosem Zustande Sie dieselben gefunden, als ich zu Ihnen kam — sie konnte ja keinen Schritt allein gehen ohne Führer — und jetzt kann sie allen häuslichen Arbeiten obliegen ohne jegliche Beschwerde. Wir sind entfernt nicht imstande, Ihnen unsern herzlichsten und innigsten Dank für Ihre Hilfe auszusprechen.

Herzlich grüßend und Ihnen des Himmels Segen wünschend, verbleiben wir,

Martin M. Penner.

N. B. — Einen diesbezüglichen Artikel werden Sie hoffentlich in einer der früheren Ausgaben der „Menn. Rundschau" gefunden haben.

Zeitereignisse.

Die angebliche Verhaftung des deutschen Kommandeurs.

St. Paul, Minn., 20. April — Eine Spezialdepesche aus Winnipeg, Man., an die „Dispatch" enthält die Nachricht, daß eine Spezialdepesche an die „Free Preß" aus Victoria, B. C., folgendes gemeldet habe:

Der Dampfer „Aorangi" aus Australien überbringt die Nachricht von der Verhaftung des Kommandeurs des deutschen Kriegsschiffs „Falke" in Apia, weil er Mataafa Waffen lieferte. Die Verhaftung wurde vom britischen Kommandeur vorgenommen.

St. Paul, Minn., 20. April — Man glaubt hier, daß sich die Depesche aus Apia auf die Verhaftung des deutschen Pflanzers bezieht, auf dessen Plantage die britischen und amerikanischen Soldaten in einen Hinterhalt gelockt wurden, allein die in Victoria eingetroffene Depesche lautet: „Kommandeur des deutschen Kriegsschiffes Falke".

San Francisco, 20. April. — Die Postnachrichten, welche die „Associated Preß" am 17. April aus Apia, Samoa, erhielt und die vom 24. März datierten, sprechen von einem unbedeutenden Zwischenfall, welcher sich zutrug, ehe die Beschießung seitens der britischen und amerikanischen Kriegsschiffe begann. Das deutsche Kriegsschiff war im Begriff, den Hafen in einer geheimnisvollen Mission zu verlassen, als Admiral Kautz ihm das Signal gab, zurückzukehren und Fürsorge für die deutschen Einwohner zu treffen, da die Beschießung der Stadt durch die Amerikaner und Engländer gleich beginnen werde. Das deutsche Kriegsschiff kehrte nach seiner Stellung zurück und nahm während des Bombardements viele deutsche Einwohner an Bord.

Dieser Zwischenfall, verbunden mit der Verhaftung eines hervorragenden deutschen Pflanzers, welcher den Rebellen geholfen haben sollte, ist vielleicht der von den heutigen Nachrichten aus Victoria erwähnte und wurde auf irgend eine Weise von den Passagieren auf der „Aorangi" falsch ausgelegt, die sich zu der Annahme verleiten ließen, daß der Kommandeur des „Falke" verhaftet worden sei, und daß sein Schiff sich in Gefahr befand, von den Amerikanern und Engländern in die Luft gesprengt zu werden, wenn es eine verdächtige Bewegung machte.

Seattle, Wash., 20. April. — Eine Spezialdepesche an die Times aus Victoria, B. C., sagt, der Dampfer „Aorangi" habe aus Australien die Nachricht mitgebracht, daß der Kommandeur des deutschen Kriegsschiffes „Falke" in Samoa von den Engländern verhaftet worden und jetzt auf dem britischen Kreuzer „Porpoise" gefangen gehalten werde. Er sei von einer Abteilung britischer Matrosen überrascht worden, als er an die Leute Mataafa's Waffen und Schießbedarf ausgab.

Die Nachricht wurde von den Passagieren des Dampfers „Upola" nach Australien gebracht. Nach der Verhaftung des Kommandeurs des „Falke" wurde eine Beratung zwischen Kapitän Sturdee und Admiral Kautz gehalten und die „Porpoise" und die „Philadelphia" dampften los und nahmen den „Falke" zwischen sich. Dann wurden Befehle an Bord des „Falke" geschickt, welche dahin lauteten, daß, wenn er sich von der Stelle rühre, er ohne Weiteres in die Luft gesprengt werden würde. Niemandem wurde gestattet, an Bord des „Falke" zu gehen oder denselben zu verlassen, ohne eine schriftliche, von Kapitän Sturdee oder Admiral Kautz unterschriebene Erlaubnis.

Die Kämpfe zwischen den Streitkräften Mataafa's und Malietoa Tanus' dauern fort. Jeden Tag finden Zusammenstöße mit geringem Verlust an Menschenleben statt und die Geschäfte liegen so gut wie still. Unter den Leuten auf der „Porpoise" und „Philadelphia" herrscht ziemlich viel Krankheit. Drei von den Leuten der „Porpoise" sind am Fieber gestorben. Auch Leutnant Garnet von der „Porpoise" befindet sich unter den Kranken. Mataafa's Sache wird faul. Die berichtete Verhaftung wurde am 4. April vorgenommen.

Washington, D. C., 20. April. —Die Nachricht, daß der Kommandeur des deutschen Kriegsschiffes „Falke" in Apia von dem britischen Flottenkommandeur verhaftet worden sei, wurde von den hiesigen Beamten, an welche sie verwiesen worden war, besprochen, und Staatsminister Hay sowohl, wie Flottenminister Long sprachen ihren Zweifel an der Wahrheit der Nachricht aus. Die Aufmerksamkeit wurde auf die Thatsache gelenkt, daß das Flottendepartement vom Admiral Kautz durch Kabel von Auckland unter einem späteren Datum gehört hatte, als dem, an welchem der soeben in Victoria angekommene Dampfer seine lange Reise von Apia aus angetreten haben mußte. Admiral Kautz' Depesche war vom 4. April datiert und wurde von der nächsten Kabelstation — Auckland — am 12. April weiter befördert. Es wird als höchst wahrscheinlich erachtet, daß seit dem 4. April ein Dampfer die Fahrt von Apia nach Victoria machen konnte. Man erklärt sich die Geschichte so, daß die Mannschaft des Dampfers von der Verhaftung des deutschen Verwalters der Plantage gehört hatte, wo die Amerikaner und Engländer in einen Hinterhalt gefallen waren, und von seiner Verbringung auf das britische Kriegsschiff, und zu dem Schlusse gelangte, die verhaftete Person sei der deutsche Kommandeur.

In amtlichen deutschen Kreisen wird gesagt, daß die Verhaftung des Kommandeurs eines Kriegsschiffes durch den Kommandeur eines anderen Schiffes eine Abgeschmacktheit sei, und ferner, daß in der Botschaft viel spätere Kabeldepeschen eingetroffen seien, als die, welche ein Dampfer nach Britisch Columbia hätte bringen können, und daß von einem solchen Vorkommnisse nichts gemeldet worden sei. Auch die britische Botschaft hat nichts von einem solchen Zwischenfalle gehört.

Philippinen.

Manila, 20. April, 6 Uhr 30 Minuten abends. Die Räumung der Philippineninseln durch die Spanier wird thatsächlich vollendet sein durch die Zurückziehung der spanischen Garnison von Zamboanga auf der Insel Mindanao und von den Suluinseln, und wenn die Ver. Staaten nach dem Abzug der Spanier die Kontrolle über Mindanao und die Suluinseln übernehmen, müssen die hiesigen militärischen Behörden, um jene Inseln mit Besatzungen zu versehen, die ohnehin schon zu schwachen amerikanischen Streitkräfte verringern.

Unter den spanischen Truppen auf den Suluinseln hat beinahe eine Meuterei stattgefunden, weil sie Befehl erhielten, nach den Ladronen und den Karolineninseln zu gehen. Viele Soldaten weigerten sich, diesem Befehle nachzukommen, weil, wie sie behaupteten, ihre Dienstzeit abgelaufen sei. Der Protest hatte die Folge, daß den letzteren Soldaten gestattet wurde, an Bord des Transportdampfers „Alava" nach Spanien zurückzukehren.

Die eingeborenen Truppen in den spanischen Garnisonen befinden sich in einer argen Klemme. Entweder müssen sie mit den Spaniern abziehen oder sich der Rache ihrer Landsleute aussetzen. Die Spanier beabsichtigen, die eingeborenen Soldaten zu entlassen, doch weigern sich dieselben, ihre Waffen auszuliefern.

Die Eingeborenen von Zamboanga, ermutigt durch die verdächtige Wegnahme der Waffen an Bord der spanischen Kanonenboote, welche daselbst von Francisco Regas von hier angekauft wurden, werden wahrscheinlich Unruhen stiften, wenn die spanischen Besatzungen von den Küstenstädten der Insel Mindanao zurückgezogen werden. Man glaubt, daß die zeitweilig eingestellten Kriege unter den einzelnen Stämmen alsdann von neuem wieder beginnen werden, daß Anarchie herrschen wird und daß die Einwohner fast jedes Dorfes mit ihren Nachbarn kämpfen werden.

Ein dreifacher Austausch von Gefangenen wird arrangiert werden, wenn es möglich ist, mit den Filipinos zu unterhandeln, als wenn sie eine zivilisierte Nation wären. Geben die Filipinos zur Freilassung der spanischen Gefangenen ihre Zustimmung, so dürften die Amerikaner die von ihnen gefangen gehaltenen Tagalos freilassen, wofür Spanien seine politischen Gefangenen freilassen würde. Auf diese Weise würden die Bestimmungen des Pariser Vertrages ausgeführt werden. Die spanische Kommission zaudert übrigens, sich in die Filipinolinien zu begeben, aus Furcht vor Verräterei, obwohl Aguinaldo die Sicherheit der Kommissäre garantiert hat. Die Freilassung der von den Amerikanern gefangen gehaltenen Filipinos dürfte entschieden vorteilhaft sein, indem alle behaupten, daß durch die ihnen zu teil gewordene gute Behandlung zur amerikanischen Sache bekehrt worden zu sein, und sie erklären sich bereit, auch ihre Freunde und Bekannten zu gunsten der Politik der Ver. Staaten zu beeinflussen.

Eine Kundschafter-Abteilung des Minnesotaregiments stieß heute morgen unweit Guiguinto, zwischen Malolos und Bigaa, auf eine stärkere Abteilung Filipinos. Die Amerikaner schlugen den Angriff des Feindes zurück, bis die Minnesotaer, gerade als ihnen die Munition ausging, von zwei Kompagnien amerikanischer Truppen verstärkt und die Rebellen verjagt wurden. Ein Mann der Abteilung des Minnesotaer Regiments war in dem Gefecht verwundet worden.

Eine Abteilung von etwa 100 Rebellen versuchte gestern abend bei Pasig durch die Linie des von Price befehligten Bataillons des 4. Regiments zu brechen, sie wurden aber von den Amerikanern, ohne Verlust auf der letzteren Seite, zurückgeschlagen.

Hongkong, 17. April. „Wir sind schwach und Ihr seid stark," sagte Dr. Gollicano Apacible, das Haupt der hiesigen filipinischen Junta, „aber wir haben einen Verbündeten, und Ihr habt keinen. Wir haben 70,000 Gewehre, eine Armee von 30,000 Mann im Felde, und außerdem geignetes Material, um unsere Truppen vier Jahre lang mit Patronen zu versorgen."

„Unser Verbündeter ist das Klima auf den Philippinen. Eure Kugeln können einen von unseren Leuten töten, während Krankheiten zwanzig von den Eurigen dahinraffen, sobald Ihr in das Innere einzudringen anfangt. Wir können uns mit Euch auf keine Schlacht einlassen und brauchen dies auch nicht zu thun. Wir werden heute hier und morgen dort sein, angreifen und zurückgehen. Ihr könnt uns so wenig fassen oder erobern, wie den Wind."

Jugend scheint die erste Bedingung der Führerschaft unter den Filipinos zu sein. Nur die jüngere Generation der Mischlinge hat den Vorteil einer Erziehung genossen.

Dr. Apacible und Dr. Santos (nach Apacible das angesehenste Mitglied der hiesigen filipinischen Junta), sind noch keine fünfundzwanzig Jahre alt und haben sich in Spanien den Grad von Doktoren der Rechte erworben.

New York, 17. April. Ein hiesiges Blatt hat aus Manila folgende Depesche erhalten: Der Generalmajor Lawton in Paite hat den Korrespondenten heute ermächtigt, folgende Erklärung zu veröffentlichen: „Wie die Aussichten jetzt stehen, ist eine Armee von 100,000 Mann nötig, um auf den Philippinen die Ruhe und Ordnung wieder herzustellen." Gen. Lawton hat den Befehl erhalten, mit seiner Expedition nach Manila zurückzukehren. Das ganze eroberte Gebiet wird geräumt werden, und alle weggenommenen Fahrzeuge, werden den ursprünglichen Besitzern zurückgegeben, d. h., denjenigen Leuten, denen sie von Aguinaldo's Soldaten weggenommen wurden.

Nachdem Gen. Lawton die Ansicht ausgesprochen hatte, daß 100,000 Mann nötig seien, um die Inseln zu erobern, erklärte er dem Korrespondenten die Lage folgendermaßen: „Die Schwierigkeiten, die sich mir entgegenstellen, sind solche, wie sie bei einem Guerrillakriege in einem tropischen Lande zu erwarten sind. Ich könnte mit meiner Brigade von einem Ende der Inseln bis zum anderen marschieren, wenn ich das Gebiet nicht besetzen müßte. Durch das Zurücklassen von Garnisonen aber würde meine ganze Brigade sehr bald verbraucht sein."

Es that dem Gen. Lawton außerordentlich leid, das von ihm eroberte Gebiet wieder räumen zu müssen.

China.

Hongkong, 18. April. Am Montag rückten Tausende von Chinesen in Taipohu gegen das britische Lager vor und feuerten mehrere Kanonenschüsse auf dasselbe ab, die aber ihr Ziel nicht erreichten. Der Generalmajor Gascoigne, der keine dreihundert Mann zur Verfügung hat, schickte seine indische Artillerie zum Angriff gegen den Feind vor, der die umliegenden Anhöhen besetzt hatte. Die Chinesen wurden durch Schrapnells vertrieben, worauf die indische Infanterie vorrückte und die Chinesen mehrere Meilen zurückgingen, wobei sie mehrere Dörfer niederbrannten. Der Verlust der Chinesen ist nicht bekannt, weil sie ihre Toten und Verwundeten mitnahmen. Die Engländer hatten keinen Verlust.

Es wird beabsichtigt, die Stellung der Engländer noch weiter vorzuschieben.

Mit Ausnahme seines Stabes hat General Gascoigne nur indische Truppen bei sich.

Hongkong ist von Freiwilligen und britischer Infanterie besetzt.

Deutschland.

Berlin, 18. April. Der hiesige Korrespondent der Associierten Presse erfährt aus zuverlässiger Quelle, daß der deutsche Konsul Rose in Apia, Samoa, Kabelinstruktionen, die ihm durch einen Dampfer von der nächsten Kabelstation überbracht werden sollen, erhalten wird, dahin lautend, daß er sich an einer Proklamation der drei Mächte zu beteiligen habe, worin alle Einwohner von Samoa aufgefordert werden, sofort von allen Feindseligkeiten und aller Agitation abzustehen, bis die gemeinschaftliche Kommission in Apia angekommen ist, welche ernannt wurde, um die streitigen Angelegenheiten auf den Inseln zu schlichten.

Eine Schlappe auf den Philippinen.

Washington, D. C., 18. April. Das Flottendepartement hat heute folgende Depesche von Admiral Dewey aus Manila veröffentlicht:

Die „Yorktown" besuchte am 12. April Balen an der Ostküste von Luzon, um die aus 80 Mann, drei Offizieren und zwei Priestern bestehende spanische Truppenabteilung, die von 400 Insurgenten umgeben war, zu retten und fortzubringen. Etliche der Insurgenten waren mit Mausergewehren bewaffnet.

Leutnant J. C. Gilmore fiel in einen Hinterhalt und wurde gefangen genommen. Sein Schicksal ist nicht bekannt, da die Insurgenten sich weigerten, zu unterhandeln. Folgende werden vermißt:

Der ebengenannte Offizier, ferner Chef-Quartiermeister W. Walton, Corswain J. Ellsworth, Gunners-Mate H. J. Hygard, Sailmakers Mate Vendgit, Matrose W. H. Rynders und C. W. Woodbury, die Schiffsjungen D. W. A. Venville, A. J. Peterson, Ordinary Seaman F. Brisolese, O. B. McDonald, Landsmen L. T. Edwards, F. Andersen, J. Dillon und C. A. Morissey.

Cuba.

Havana, 18. April. 10 Uhr 45 Minuten vormittags. Wolkenbruchartige Regengüsse, die heute eingesetzt haben, werden als der Anfang der Regenzeit betrachtet, die auch dem Mahlen von Zuckerrohr Einhalt thun wird.

Starb im fernen Lande.

Kansas City, Mo., 17. April. Eine heute aus Manila eingetroffene Kabeldepesche meldet den daselbst erfolgten Tod von Frau Buchanan, der jungen Frau des Captain Fred E. Buchanan von Co. B des 20. Kansas Regiments. Sie war eine Abiturientin der Kansas State University und heirathete Buchanan, der ein Sohn des Ex-Staatssenators Buchanan ist, in San Francisco, ehe sein Regiment nach den Philippinen abging.

Guthrie, O. T., 18. April. Fünftausend Indianer, die mit ihrer Lage auf den Reservationen im Indianergebiet unzufrieden waren, sind nach Mexico ausgewandert, um dort, wie die darüber hier eingelaufenen Berichte mitteilen, auf einem großen Landgebiet in der Nähe von Guadalajara eine Union-Reservation zu gründen. Die Indianer gehören den Cherokees, Creeks und Delawares an, sollen ein Kapital von $425,000 haben und erwarten nach Gründung der Ansiedlung noch weitere Gelder.

Broken Bow, Neb., 18. April. Nordwestlich und westlich von der Ortschaft wütet ein heftiges Prairiefeuer, das in den Sandbergen entstanden war. Thomas Morrissey in Eureka Valley kam bei dem Versuch, seine Pferde aus dem Stall zu retten, mit denselben in den Flammen um. John Koch, der sich von mehreren Heuschobern, die er zu retten versucht hatte, auf dem Heimwege befand, wurde ebenfalls ein Opfer des Feuers.

Deadwood, S. D., 18. April. In allen Teilen der hier gelegenen Berge hat seit den letzten 36 Stunden ein heftiger Blizzard gewütet. In Rapid City fing es gestern mittag an zu schneien, und in Spearfish, Belle Fourche und Custer hat es geschneit und geregnet.

Neueste Nachrichten.

Ausland.

Sieben Amerikaner getötet und 44 verwundet.

Philippinen.

Manila, 23. April, ½10 Uhr abends. — In einem Gefecht mit den Filipinos, welches heute bei dem etwa vier Meilen nordöstlich von Malolos gelegenen Quinqua stattfand, wurden sieben Amerikaner getötet und 44 verwundet.

Folgende sind gefallen:

Oberst John M. Stotsenburg, vom 1. Nebraska-Regiment, früher vom 6. Kavallerieregiment.

Leutnant Sisson (vielleicht Leutnant August C. Nisson) von demselben Regiment.

Zwei Gemeine vom Nebraska-Regiment.

Drei Gemeine vom 4. Kavallerie-Regiment.

Die meisten Verwundeten sind vom 1. Nebraska-Regiment.

Die Filipinos zogen sich mit geringen Verlusten zurück.

Manila, 23. April, 10 Uhr abends. — Das Gefecht gestaltete sich zu einem todbringenden, wenn auch erfolgreichen Kampfe.

Die Filipinos hatten eine hufeisenförmige, etwa eine Meile lange Verschanzung inne, die ein am Waldrande gelegenes Reisfeld umschloß.

Major Bell stieß mit 40 Kavalleristen auf einen starken Vorposten. Einer seiner Leute wurde getötet und fünf wurden durch eine Gewehrsalve verwundet.

Die Amerikaner zogen sich zurück und nahmen ihre Verwundeten unter heftigem Feuer und großen Schwierigkeiten mit sich. Sie wurden verfolgt, und der Feind befand sich ihnen dicht auf den Fersen, wozu ihm der herrschende Nebel die beste Gelegenheit bot.

Zwei Mann, die einen Kameraden trugen, erhielten Schüsse in die Arme, aber sie trugen ihre Last weiter.

Major Bell schickte nach Verstärkungen, um die Leichen der gefallenen Kavalleristen zu holen.

Ein Bataillon vom Nebraska Regiment unter Major Mulford traf ein und rückte vor, bis es durch Gewehrsalven aus den Verschanzungen des Feindes aufgehalten wurde.

Die Amerikaner lagen etwa 800 Yards von den Verschanzungen in Reisfurchen zwei Stunden lang unter Feuer.

Etliche Leute wurden von der Hitze überwältigt, einer starb am Sonnenstich, während sie dalagen, um auf die Ankunft der Artillerie zu warten.

Schließlich traf das 2. Bataillon ein und dann erschien Oberst Stotsenburg, welcher mit seiner Familie in Manila zugebracht hatte, auf dem Kampfplatze. Die Leute erkannten ihn sofort und begrüßten ihn mit Hurra.

Oberst Stotsenburg hielt es für das beste, vorzugehen, um aus der Schwierigkeit herauszukommen. Er stellte sich an die Spitze seines Regiments und führte es zum Angriff. Etwa 200 Yards vor der Verschanzung erhielt er einen Schuß in die Brust und es war aus mit ihm.

Leutnant Sisson wurde durch's Herz geschossen. Die Kugel traf ihn oberhalb eines Medaillons mit dem Bilde eines Mädchens, das er an einem Bande um den Hals trug.

Inzwischen war die Artillerie angekommen und beschoß die Schanzgräben.

Die Filipinos hielten Stand, bis die Nebraska-Truppen beinahe an die Verschanzungen herankamen, und dann rissen sie in die eine Meile rückwärts gelegene zweite Verschanzungslinie aus.

Das Nebraska-Regiment hatte zwei Tote (Gemeine) und viele Verwundete, darunter zwei Leutnants.

Das Iowa-Regiment hatte mehrere Verwundete.

Das Utah-Regiment hatte einen verwundeten Offizier und drei verwundete Gemeine.

In der Verschanzung wurden dreizehn tote Filipinos gefunden. Der Verlust der Letzteren war, da sie sich in gedeckter Stellung befanden, verhältnismäßig gering.

Die Amerikaner nahmen die zweite Schanze mit geringem Verluste und sind heute abend im Besitz des Platzes.

Oberst Stotsenburg hatte den Ruf, einer der tapfersten Kämpfer in der Armee zu sein. Er stand stets an der Spitze seines Regiments und erfreute sich großer Beliebtheit bei seinen Leuten, wenn auch die Freiwilligen, die an die stramme Zucht der regulären Truppen nicht gewöhnt waren, ihn anfangs für einen harten Mann hielten.

Der Verlust des Nebraska-Regiments in der Campagne ist der größte, den irgend ein Regiment erlitten hat, und die heutige Katastrophe hat große Betrübnis bei Offizieren und Mannschaften hervorgerufen, die sich vorgenommen haben, ihre gefallenen Kameraden beim nächsten Zusammentreffen mit dem Feinde zu rächen.

London, 23. April. — Die Nachrichten von den Philippinen, welche den Rückzug des Generals Lawton aus dem Santa Cruz-Bezirk und die Gefangennehung der Bootsmannschaft des amerikanischen Kanonenbootes „Yorktown" meldeten, haben hier bedeutenden Eindruck gemacht und die Besprechungen in den Zeitungen drücken sämtlich die Besorgnis aus, daß die ungünstigen Nachrichten eine entmutigende Wirkung auf amerikanische Ausdehnungsbewegungen haben könnten.

Hervorgehoben werden Depeschen aus Amerika, welche eine Ernüchterung der öffentlichen Meinung betreffs der Philippinen andeuten und der allgemeine Ton der britischen Presse beklagt diese anscheinende Hinneigung zur Schwarzseherei und behauptet, daß die britischen Waffen bei unzähligen Gelegenheiten einen Rückschlag erlitten und schließlich doch alle Hindernisse überwunden hätten.

„Wir waren nach Isandula entmutigt", bemerkt eine Zeitung, „aber trotzdem sind wir jetzt jenseits des Zambesi."

In einer Besprechung des Rückzuges des Generals Lawton sagt der „Speaker":

„Die Bewegung erscheint bei reiflicher Erwägung so natürlich, daß jedes andere Vorgehen verbrecherische Thorheit sein würde. Der bisherige amerikanische Feldzug wird durch die Ergebnisse gerechtfertigt. Nach der wirklichen Bedeutung des scheinbaren Rückschlags muß man sich in Amerika selbst umsehen. Es kann kaum ein Zweifel darüber herrschen, daß die Administration im nächsten Präsidentenwahlkampfe mit einem demoralisierten Feinde zu rechnen haben wird. Die Kriegskosten und die Leiden der Truppen werden die demokratische Reaktion fördern und die in die Heimat zurückkehrenden Truppen werden auch gerade keine Missionäre des Imperialismus sein. Kurz, Amerika's Rückschlag auf den Philippinen kann sich recht gut mit anderen Faktoren verbinden, um die neue demokratisch-populistische Partei zu stärken, die im Jahre 1900 einen guten Kampf kämpfen dürfte."

Der „Spectator" lobt die Weisheit der amerikanischen Regierung, die sich darin zeige, daß sie Reguläre nach den Philippinen schicke und den Freiwilligen sage, sich so bald als möglich nach Hause zu scheren. Das Blatt fügt hinzu: Rückschläge daselbst (auf den Philippinen) bedeuten nichts weiter als Zeitverlust und die Amerikaner müssen gleich uns doch auch etwas zu nörgeln haben."

Der „Economist" spricht sich in ähnlicher Weise aus. Er macht die Idee lächerlich, daß „die Amerikaner zugeben sollten, sie seien nicht fähig, eine Aufgabe zu lösen, die im Vergleich mit Indien eine sehr geringe sei" und fügt hinzu: „Die Amerikaner sind nicht die Leute, die nachgeben, wenn sie offen herausgefordert werden. Dazu sind sie zu eitel und zu entschlossen."

Cuba.

Havana, 23. April. Generalgouverneur Brooke und die Generäle Maximo Gomez, Castillo und Alejandro Rodriguez hielten gestern eine ständige Konferenz bezüglich der cubanischen Armeelisten und des jedem Soldaten auszuzahlenden Betrages.

Der Generalgouverneur zeigte, daß die von der verflossenen Militärgesetzgebung der Militärverwaltung eingehändigten Listen mehr denn die doppelte Truppenzahl enthielten, als die Schätzung der amerikanischen Departements-Kommandeure, bei deren Zusammenstellung cubanische Offiziere halfen, betrug. General Brooke war geneigt, die Listen auf Treu und Glauben anzunehmen, wenn es der Wunsch von General Gomez und seiner Genossen sei. Er sagte, die Amerikaner wollten nicht hinter die Berichte zurückgehen, wenn dieselben den cubanischen Vertretern genehm seien. Die drei Millionen Dollars seien da, um zum Besten der cubanischen Armee verteilt zu werden, wenn auch die Armee an Zahl weit über die früheren Annahmen hinausgehe.

General Gomez erwiderte, die unterbreiteten Listen seien in der That größer, als er selbst früher gedacht habe, allein da sie mit Sorgfalt hergestellt worden seien, habe er sie gutgeheißen.

Es heißt, General Gomez habe den Vorschlag gemacht, die Namen aller der Leute aus den Listen zu streichen, die nach Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges eingetreten seien, etwa 8000 an Zahl. Trotzdem werden aber noch 30,000 übrig bleiben, und dies wird den Anteil des Einzelnen auf $75 reduzieren. Der Vorschlag wurde in Erwägung gezogen, aber keine Entscheidung getroffen.

„La Lucha" sagt, die größte Widerwärtigkeit für die Amerikaner in Havana seien die Diebe, welche unter dem Namen Geldwechsler ihr Wesen trieben. Die spanischen Kaufleute geben zu, daß die verschiedenen hier in Umlauf befindlichen Geldsorten viel Unannehmlichkeiten verursachten. Präsident McKinley habe den Wert des spanischen Silberdollars auf 60 Cents festgesetzt, aber die hiesigen Geldwechsler hätten ihn bis auf 83 Cents in die Höhe getrieben.

Nach Postnachrichten aus Las Tunas in der Provinz Santa Clara ist die dortige Bevölkerung mit der Steuerverordnung des Senor Desverine, Finanzsekretärs im Beirate des Generalgouverneurs, nicht zufrieden und erklärt, daß es unmöglich sei, die Stadtverwaltung ohne weitere Steuern zu führen. Es wurde eine Massenversammlung abgehalten und beschlossen, den Bürgermeister und andere städtische Beamten zu entlassen. Die Gasgesellschaft hat sich geweigert, die Stadt noch länger zu beleuchten, wenn nicht der bereits schuldige Betrag bezahlt wird, und es heißt, daß die Freischulen aufgegeben werden würden.

Das städtische Defizit von Cardenas in Höhe von $10,000 für die Monate Januar, Februar und März ist von der amerikanischen Verwaltung bezahlt worden.

Zolleinnehmer Landis im Hafen von Caibarien ist erkrankt.

In Cienfuegos sind 200 Arbeiter beschäftigt, die Kaserne und die Wohnung des Militärgouverneurs zu bauen.

E. G. Rathbone, welcher den Postdienst auf Cuba unter sich hat, reist heute nach den Ver. Staaten ab.

Die amerikanischen Transportdampfer „Comal" und „Meade" sind nach Santiago abgegangen.

Das Ingenieurdepartement hat 2000 Leute abgelohnt, welche die Straßen gereinigt haben.

Havanaer Zeitungen melden die Ermordung eines Kindes durch Räuber in Holguin und die darauf erfolgte Verhaftung von zwei Mitgliedern der Bande.

Gestern nachmittag um 3 Uhr betrug die Temperatur in Havana 80 Grad Fahrenheit.

Belgien.

London, 23. April. — In Belgien hat ein großer Grubenleute-Streit wegen höherer Löhne begonnen. Bis jetzt haben etwa 40,000 Mann die Arbeit niedergelegt. Eine Anzahl Fabriken mußte wegen Kohlenmangels geschlossen werden. Die Backsteinarbeiter und Maurer schließen sich der Bewegung an, und es werden Unruhen befürchtet, da die Sozialisten ein bedeutendes Element unter den Streikern bilden.

Paris, 22. April.—Der amerikanische Generalkommissär für die Pariser Weltausstellung von 1900, Ferdinand W. Peck, hat den Ausstellungsbehörden mitgeteilt, daß er die Pläne für die für die amerikanische Abteilung bestimmten Gebäude gutheiße. Der Generalkommissär hat ferner 6000 Quadratfuß weiteren Raum im Pavillon für landwirtschaftliche Geräte gesichert und um Raum in Vincennes ersucht für die Ausstellung von Maschinen und elektrischen Apparaten.

London, 23. April.—Infolge der Klagen französischer Kolonisten, daß es unmöglich sei, französische Frauen zu finden, ausgenommen, sie kehrten in die Heimat zurück, beabsichtigt das Kolonialministerium, in Paris ein Centralauswanderungsbureau für Frauen mit Zweigbureaus im Lande einzurichten. Jungfrauen, die sich als solche auszuweisen haben und als geeignet für Kolonialehen erachtet werden, werden mit einer sechzig Dollars werten Ausstattung, zwanzig Dollars Taschengeld und freier Fahrgelegenheit nach der erwählten Kolonie ausstaffiert werden. Die ersten Versuche werden auf Madagaskar gemacht werden.

Neue Trusts.

Dover, Del., 22. April.—Heute wurde hier die Union Steel and Chain Company mit einem Kapital von $60,000,000 inkorporiert. Die Hälfte davon sind Prioritätsaktien und die Hälfte Stammaktien. Die Inkorporatoren sind W. F. Kaney, E. L. Harper und Maurice E. Doran, alle von New York.

Cleveland, O., 22. April.—Die Geldschrankfabrikanten sind im Begriff, sich zu vereinigen. In dreißig Tagen soll die Kombination fertig sein. Das Aktienkapital wird $17,500,000 betragen.

Eisen und Stahl.

Washington, D. C., 21. April. Keine andere Erscheinung des wunderbaren Erfolges amerikanischer Fabrikanten in ausländischen Märkten ist ganz so wunderbar gewesen, als die Eisen- und Stahlbranche. Während die Ausfuhr von Fabrikaten im Fiskaljahre 1899 wahrscheinlich eine Zunahme von mehr als $30,000,000 über diejenige des letzten Jahres zeigen wird, wird auf die Ausfuhr von Eisen und Stahl allein mehr als die Hälfte dieser Zunahme fallen. In den 8 Monaten des Fiskaljahres, für welche die Ziffern des Bureau of Statistics des Schatzamtes jetzt erhältlich sind, sind die Ausfuhren von Eisen und Stahl um nahezu $16,000,000 größer als in den entsprechenden Monaten des vorletzten Fiskaljahres und zeigen eine Zunahme von 36 Prozent über diejenigen des letzten Jahres, obwohl nicht in einem so bemerkenswerten Grade, in dem die Abnahme in Einfuhren für die 8 Monate nur 10 Prozent betragen hat, während der entsprechende Zeitraum des letzten Jahres eine Abnahme von 20 Prozent zeigte.

Mutlosigkeit ist wie ein Schwamm: sie wächst unter Thränen.

(Carmen Sylva.)

Ein eigentümliches Zusammentreffen.

Zwei Brüder erreichen dasselbe Ziel auf demselben Wege.

In der von Dr. Peter Fahrney im Interesse von Forni's Alpenkräuter Blutbeleber herausgegebenen Zeitschrift „Krankenbote," finden wir einen Artikel unter dem Titel: „Episode aus dem deutschen Militärleben," welcher in interessanter Weise die Behandlung eines deutschen Soldaten beschreibt, welcher an Psoriasis, Silberflechte, litt. Wie wir dem Artikel entnehmen, wurde die Flechte gänzlich, trotz der Bemühung der deutschen Militärärzte, nie wirklich geheilt, sondern in das System zurückgetrieben. Herr Ernst Neubauer, so hieß der Soldat, wanderte unterdessen nach Amerika aus und ließ sich in Gonzales, Tex., nieder. Wir lassen nun Herrn Neubauer den Gang der Ereignisse selbst erzählen: „Vor ungefähr einem Jahre fühlte ich elend und krank; ich wußte nicht was mir fehlte und die Doktoren auch nicht. Da riet mir meine Frau, es einmal mit dem schweizer Kräutermittel, Forni's Alpenkräuter Blutbeleber, zu probieren, über welches sie so viel gehört hatte. Ich kaufte mir eine Flasche, gebrauchte es regelmäßig, und als ich einmal meine Wäsche wechselte, o Schrecken, da finde ich meinen ganzen Körper voll Flechten. Ich fühlte zwar wohl, aber jetzt hatte ich die schrecklichen Flechten wieder. Ich folgte jedoch dem Drängen meiner Frau und fuhr mit dem Alpenkräuter Blutbeleber wieder fort, und nach Verbrauch einiger Flaschen war ich meine Flechten los. Ich schließe daraus, daß die hohen Militär-Ärzte mir die Flechten nach dreijähriger Behandlung glücklich in das System zurückgetrieben hatten, Forni's Alpenkräuter Blutbeleber trieb sie wieder aus dem Körper und heilte sie ab, denn wie Schuppen fielen sie von der Haut.

„Ich bin nun von dieser bösen Krankheit geheilt und kann den Alpenkräuter Blutbeleber allen Leuten, welche ähnlich behaftet sind, aufs Beste empfehlen."

Vor Kurzem erhielt nun Herr Dr. Peter Fahrney einen Brief von dem Bruder des Herrn Neubauer, der eine angesehene Stellung in Floresville, Wilson Co., Texas, einnimmt. Der Bruder, Herr Paul Neubauer, schreibt wie folgt:

Floresville, Wilson Co., Tex., Jan. 27. 1899.

Herrn Dr. Peter Fahrney, Chicago, Jll.

Geehrter Herr! Soeben erhielt ich ein Exemplar des „Kranken-Boten." Beim Durchlesen der Zeugnisse kam ich zu der Einsicht, daß auch ich ein solches ausstellen kann.

Vor etlichen Jahren wurde mein ältester Sohn krank, er war im zarten Alter von 4 Jahren. Die Symptome der Krankheit waren Schrecken erregende. Die Glieder versagten den Dienst dermaßen, daß die Beine z. B. ganz verquer standen und schlakkerten. Er war nicht im stande die Arme zu heben. Die Stimme wurde erst näselnd und schließlich kam nur Lallen zu Tage. Auch die Sehkraft schwand. Meine Frau und ich hatten uns schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, einen Krüppel erziehen zu müssen. Ich konsultierte mehrere Ärzte, aber keiner konnte mir zufriedenstellende Antworten geben. Der eine untersuchte das Kind, dann meinte er: „Der Fall erfordert langjährige Behandlung."

Diese Antwort war aber nicht nach meinem Geschmack. Ich ging zu meinem Bruder, Ernst Neubauer, welcher Agent Ihrer Medizin war. Der gab mir 2 Flaschen Blutbeleber und 4 Flaschen Heilöl. Nun ging ich an die Arbeit. Mit dem Öl rieb ich den ganzen Körper meines Sohnes ein, namentlich das Rückgrat, und den Blutbeleber gab ich ihm regelmäßig ein. Ich brauchte noch 2 Flaschen des letzteren und dann war der Junge all right. Ich habe absichtlich bis jetzt gewartet mit der Veröffentlichung meines Zeugnisses, denn ich dachte immer die Krankheit würde wieder ihr Erscheinen machen. Aber Gott sei Dank, der Knabe ist jetzt über 8 Jahre alt und gesund und kräftig. Ich bitte Sie dieses mein Zeugnis zu verwenden, wie Sie, geehrter Herr Doktor, es für gut befinden. Die Thatsache ist bekannt in ganz Gonzales Co., Texas, denn der Knabe wurde weit und breit bedauert wegen seiner Hilflosigkeit.

In der Hoffnung, daß mein Schreiben vielen Menschen die Augen öffnen wird, verbleibe ich achtungsvoll

Ihr ergebener

Paul Neubauer.

Zwei Brüder erfuhren die Segnungen des altbewährten Heilmittels Forni's Alpenkräuter Blutbeleber, was nur wieder unsere Behauptung, daß dieses zuverlässige botanische Mittel als Blutreinigungsmittel unübertroffen dasteht, aufs Neue bestätigt.

Herr Straube war persönlich in unserer Office und hat uns viele Zeugnisse von bekannten Leuten im Original vorgelegt, weshalb wir auch diese Anzeige mit gutem Gewissen in unsern Blättern aufnehmen. — Die Redaktion.

An unsere Leser in Rußland.

Wer sich eines unserer Blätter „Mennonitische Rundschau", „Herold der Wahrheit" oder „Der Christliche Jugendfreund" bestellen will, der kann solches bei demjenigen unserer Agenten thun, der ihm am nächsten ist; dieselben sind:

Peter Jantzen, Gnadenfeld.
David Epp, Chortitz.
H. Borm, Chortitz.
David Schellenberg, Sofiewsky Sawod.
Alexander Stieda, Riga.

In **Neuhalbstadt** auf der Station **Kurman Kemeltschie** in der Krim, auf **Memrik** und anderen guten Plätzen wären uns tüchtige Agenten erwünscht. Man frage um Bedingungen an:

Oben genannte Agenten sind autorisiert Gelder in Empfang zu nehmen und darüber zu quittieren. Achtungsvoll

Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.

Lieber Bruder!

Bist du in der

Sonntagschul-Arbeit interessiert?

Wenn so, dann lasse dir Probenummern des

Der Christliche Jugendfreund

frei kommen.

Das Blatt ist schön illustriert, erscheint **wöchentlich,** behandelt in jeder Nummer kurz und sachgemäß die S. S. Lektionen. Das Blatt hat **keine** konfessionelle Färbung und ist das **allgemein beliebte**

Sonntagschul- u. Familienblatt

unter unserm Volke. Der hohe moralische Wert und der reine christliche Standpunkt und der lebhafte nach pädagogischen Grundsätzen ausgewählte Lesestoff machen dieses Blatt zu einem wichtigen **Mithelfer** in der S. Schule. Wo der „Jugendfreund" hinkam, hat er sich Freunde erworben. Der Erfolg des letzten Jahres berechtigt uns zu den kühnsten Hoffnungen.

Versucht das Blatt.

Ihr werdet bald spüren, wie eure Sonntagschule lebhafter wird und daß eure Kinder lieber zu Hause und böser Gesellschaft fern bleiben, wenn sie im elterlichen Heim etwas wirklich Gutes zu lesen haben. Preis 50 Cents per Jahr. In Partien billiger. Man schreibe an

Mennonite Publishing Co.,
Elkhart, Ind.

Wer will sich eine schöne Lehrerbibel verdienen?

Die Lehrerbibel No. 121½ erfreut sich großer Beliebtheit. Die Ausstattung (Papier, Druck, Karten, Rotgoldschnitt, an den Ecken abgerundet, biegsamer Lederdeckel) ist künstlerisch schön. Was dem

Deutschen Lehrer

dieses Buch so besonders wertvoll macht, sind die umfassenden Erklärungen, welche an besonderer Stelle diesem Buche beigefügt sind. Diese Bibel wurde bis jetzt immer für $3.00 verkauft. Wir geben jedem eine Gelegenheit sich dieses wirklich kostbare Bibelbuch durch ein wenig Arbeit zu verdienen. Wer uns

Fünfzehn neue Abonnenten

für „Mennonitische Rundschau" einschickt, und den Abonnementspreis von 75 Cents (für Amerika) für jeden beilegt, erhält obengenannte

Lehrerbibel

portofrei zugeschickt. Wer dieselbe Bibel, aber mit einem **Daumenregister** versehen, erringen will, muß

Achtzehn neue Unterschreiber

mit dem Subskriptionspreise einschicken. Wir machen dieses Anerbieten, um

Jedermann eine Gelegenheit

zu geben sich in Besitz dieser wertvollen Bibel zu setzen.

Man schreibe an

Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.